

5. Schauplätze des Reparierens und Selbermachens

Michael Jonas und Astrid Segert (unter Mitarbeit von Simeon Hassemer)

Die Typologie der Interaktionsorte, die im Kapitel 4 dargestellt wurde, vermittelt einen Überblick über die Systematik der sphärenspezifischen und organisationalen Kontexte des DIY-Urbanismus in den untersuchten Wiener Stadtbezirken. Die Ausführungen zu den einzelnen Typen verdeutlichen, wie die unterschiedlichen Interaktionsorte beschaffen sind, welchen Kontextbedingungen sie ihrerseits ausgesetzt sind, welche Menschen sich in ihnen aufhalten, welchen sphärenspezifischen Interaktionslogiken diese vorrangig folgen und wie sich ihre Akteure selbst positionieren. Wir verstehen in diesem Zusammenhang die hinter den Typen stehenden Fallbeispiele als soziomaterielle Orte des DIY-Urbanismus, also als Räume, in denen menschliche Akteure in materielle und nicht materielle, in mehr oder weniger stabile sowie dauerhafte Objektzusammenhänge eingewoben sind, die sich durch je spezifische sphärenabhängige Interaktions- und Interobjektionspraktiken auszeichnen. Wir knüpfen an diese typisierenden Darlegungen an und fokussieren im Folgenden auf das darin vor sich gehende, temporäre und eher instabile *Geschehen* in Form von mannigfachen, zeitlich begrenzten Angeboten, Events, Workshops und anderen Formaten. Darin werden Phänomene des Reparierens und Selbermachens für eine breite oder zumindest interessierte Öffentlichkeit als gesellschaftlich relevant inszeniert.

Wir bezeichnen dieses Geschehen in Interaktionsorten des DIY-Urbanismus als *Schauplätze*, wo und in denen sich betreffende Aktivitäten jenseits des individuellen oder innerfamiliären Tuns zeigen, öffentlich gesehen und erlebt werden können. Der Begriff des Schauplatzes dient uns zur Benennung der Phänomene des Reparierens und Selbermachens im öffentlichen oder halböffentlichen Raum, die sich in Anschluss an Theodore Schatzki als soziale Stätten begreifen lassen: »A site is a context, some or all of whose inhabitants are inherently part of it [...] The social site, consequently, can be defined more specifically as the site specific to human coexistence: the context, or wider expanse of phenomena, in and as part of which humans coexist.« (Schatzki 2002: 146f.) Während das zuvor genutzte Konzept des Interaktionsortes die sphärenspezifischen und organisationalen Kontexte der Phänomene des Reparierens und Selbermachens im öffentlichen oder halböffentlichen Raum herauszuarbeiten erlaubt, ermöglicht der Begriff des Schauplatzes es, das Geschehen und seine Bedeutung als öffentlicher Schau-Platz von Praktiken, Orten, Objekten und Akteuren des Reparierens und Selbermachens zu beleuchten. Denn die betreffenden Schauplätze sind nur in den seltensten Fällen deckungsgleich mit den typisierten soziomateriellen Interaktionsorten. Sie sind weitaus vielfältiger und sie sind zumeist instabiler.

Während die zuvor typisierten Interaktionsorte sich eher strukturell unterscheiden lassen und als deren Kontexte zudem mehrere Schauplätze umfassen oder nacheinander ausprägen können, gelten die nun thematisierten Schauplätze als Stätten, in denen einige oder alle der in ihnen kontextualisierten Praktiken, Orte, Objekte und Akteure zugleich die sie konstituierenden Komponenten beziehungsweise Aspekte sind. Gerade deshalb manifestiert sich in ihnen das interaktions- sowie auch das interobjektionsbezogene Geschehen des DIY-Urbanismus im besonderen Maße und in besonderer Qualität. Sowohl die vergleichende Analyse dieser konkreten Schauplätze als auch ihre fallspezifische Thematisierung in Form von Schauplatzmontagen sind daher kein zusätzlicher Erkenntnisluxus zur zuvor diskutierten Typisierung, sondern erlauben es überhaupt erst, zentrale Aspekte wie die Fluidität, die Offenheit für zufällige Begegnungen sowie die daraus zu gewinnenden Erfahrungsmöglichkeiten der betreffenden Phänomene des Reparierens und Selbermachens zu erhellen.

Erst ein genauer Blick auf das Geschehen in solchen konkreten Schauplätzen eröffnet ein tieferes prozessuales Verständnis der Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten der betreffenden Phänomene des Reparierens und Selbermachens, die in den zuvor typisierten Interaktionsorten am Werk sind. Sichtbar wird dieses Geschehen in ganz unterschiedlichen Angeboten, Events und Workshops, die in oder ausgehend von den Interaktionsorten an anderen Plätzen im Stadtraum stattfinden. Um ihre Beschaffenheiten und Familienähnlichkeiten zu illustrieren, nehmen wir einen Perspektivenwechsel vor und wenden uns genauer drei übergreifenden Dimensionen sowie vier unabdingbaren Aspekten von Schauplätzen des DIY-Urbanismus zu, die in ihrem je spezifischen Zusammenwirken solche Schauplätze ausmachen und sie konstituieren. Dies sind zum einen die Sach-, die Zeit- und die Sphärendimension von Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens (5.1). Dies sind zum anderen die unterschiedlichen Praktiken, die hier jeweils am Werk sind (5.2), die unterschiedlichen Interaktionsorte in den untersuchten Stadtteilen, an oder in denen die DIY-Aktivitäten stattfinden (5.3), die Objekte, also die unterschiedlichen Werkzeuge, Materialien und Dinge, die von den involvierten Akteuren be- und genutzt werden (5.4) sowie die beteiligten Menschen, die mit ihren durchaus unterschiedlichen oder auch ähnlichen milieuspezifischen Lebensformen wesentlich zu dem Geschehen beitragen (5.5). Diese Ausführungen bilden die Grundlage, um anschließend das transformative Potential des jeweiligen stadtteilspezifischen DIY-Urbanismus zu thematisieren (Kap. 6).

5.1 Sach-, Zeit- und Sphärendimension

In den beiden untersuchten Wiener Stadtteilen gibt es ganz unterschiedliche Angebote, Events und mitunter auch Projekte des DIY-Urbanismus, die vor allem in den schon diskutierten Interaktionsorten, mitunter aber auch an anderen Orten innerhalb oder außerhalb der Untersuchungsbezirke entfaltet werden. Die Schauplatzmontagen *Socken stopfen*, *Objekte ausstellen*, *Geben und nehmen*, *Freiwilliges Reparieren* sowie *Schauen, zeigen, bohren und Siebdrucken* illustrieren dies. Die folgenden Ausführungen basieren auf der praxeologischen Analyse solcher Fallbeispiele, die teilweise in den genannten und weiteren Schauplatzmontagen in verdichteter und beschreibender Form vorgestellt werden, teilweise aber in Beobachtungsprotokollen und anderen Formen der Fixierung von Zwischenschritten der Analyse abgelegt sind (Kap. 3). Es geht also um

solche Schauplätze, in denen sich Phänomene des gemeinsamen Reparierens und Selbermachens in ihrer Inszenierung einer breiten oder zumindest einer interessierten Öffentlichkeit zeigen.

Wir ordnen folglich die untersuchten Fallbeispiele einer Familie zu, deren Teile sich durch eine Vielzahl von Ähnlichkeiten charakterisieren lassen, die nun Thema sind. Die betreffenden Schauplätze lassen sich hierbei entlang mehrerer Dimensionen vergleichen und abgrenzen. Grundsätzlich gilt für alle (untersuchten) Schauplätze, dass sie erstens unter sachlichen Gesichtspunkten (Sachdimension), zweitens in zeitlicher Hinsicht (Zeitdimension) und drittens durch eine spezifische Dominanz beziehungsweise Kombination von Interaktionslogiken der vier gesellschaftlichen Sphären (Öffentlichkeit, Wirtschaft, Lebenswelt, Politik) voneinander abgegrenzt werden können. Die Ausprägungen dieser Dimensionen und ihre jeweiligen Kombinationen sind es, mit deren Hilfe sich das Geschehen dieser Schauplätze anhand der Thematisierung der in ihnen enthaltenen und sie konstituierenden Praktiken, Orte, Objekte und Akteure illustrieren und charakterisieren lassen. Diese Fokussierung auf die fallübergreifenden Eigenschaften solcher Schauplätze hat des Weiteren zur Konsequenz, dass wir hier die stadtteilspezifische Zuordnung in den Hintergrund rücken. Die Bedeutung der bezirksbezogenen Zugehörigkeit thematisieren wir später (Kap. 6).

5.1.1 Sachdimension

Mit Bezug auf die Sachdimension legt unsere Empirie eine Differenzierung in sieben unterschiedliche Kategorien nahe, die bei der Analyse der Familienähnlichkeiten der unterschiedlichen Schauplätze fruchtbar genutzt werden können: Unterscheiden lassen sich *Schauplätze des Tauschens und Teilens*, *des Re-Use*, *des Reparierens*, *des Upcyclings*, *des reinen Kreativseins* und *des Kommunizierens*. Als siebte Kategorie kommt schließlich *Politikmachen* hinzu, auf die wir hier vorerst nicht eingehen werden, weil in solchen Schauplätzen keine unmittelbaren Inszenierungen des DIY-Urbanismus stattfinden, sondern gezielt Einflussnahme zu dessen Förderung auszuüben versucht wird. Schauplätze des Politikmachens sind daher bewusst nicht in die Abbildung aufgenommen, die einen Überblick über die empirisch nachweisbaren Schauplatzvarianten gibt (Abb. 8).

Auf der Basis dieser Unterscheidungen umfassen Schauplätze des Tauschens und Teilens alle Phänomene, in denen Dinge zwischen mehreren Personen unterschiedlicher Haushalte im öffentlichen oder halböffentlichen Raum in bestimmten, durchaus unterschiedlichen Weisen, also etwa per Gabe oder Tausch, weitergegeben werden. Beispiele hierfür sind die inzwischen weit verbreiteten offenen Bücherschränke aller Art, die einen ähnlichen Bekanntheitsgrad wie das Parklet haben. Beispiele hierfür sind aber auch vornehmlich private Aktivitäten einzelner Stadtbewohnerinnen, die etwa auf Fenstersimsen von Erdgeschosswohnungen Vorbeikommenden im öffentlichen Raum Alltagsgegenstände umsonst zum Mitnehmen anbieten, oder bürgerinitiativähnliche Projekte wie die mancherorts vorhandenen Leihläden, in denen Nutzerinnen der temporäre Gebrauch einer Vielzahl unterschiedlicher Alltagsgegenstände und Werkzeuge ermöglicht wird. Auch die Tauschbox, die wir in einer Schauplatzmontage vorgestellt haben und die eigentlich eine Gabenbox darstellt, zählt hierzu. Weitere Beispiele sind Tausch-Events, etwa Kleidungs-tausch-Events, die das Potential haben, sehr viele Menschen zu erreichen. Alle diese Schauplätze, so unterschiedlich sie auch sein mögen, werden durch Praktiken des Tauschens und Teilens kokonstituiert.

Abbildung 8: Sachliche Unterscheidung von Schauplätzen des DIY-Urbanismus

Sachdimension der Schauplätze	Formen
Upcycling	Workshops, in denen Materialien wiederverwendet werden, um neuartige Artefakte des alltäglichen Gebrauchs oder der Zurschaustellung zu erzeugen.
Tauschen und Teilen	Interaktionsorte und Events, in denen Dinge unterschiedlicher Art zumeist unentgeltlich zur freien Entnahme vorgehalten werden.
Reparieren	Workshops und Events, in denen Gebrauchsgegenstände, Werkzeuge und Maschinen gepflegt sowie Objekte repariert werden.
Kreativsein	Workshops oder Projekte, in denen aus neuen Materialien neue Artefakte ganz unterschiedlicher Art erzeugt werden.
Kommunizieren	Events, bei denen Aspekte des DIY-Urbanismus in irgendeiner Form kuratiert und der Öffentlichkeit vermittelt werden.
Re-Use	Materiallager, in denen Materialien alle Art zur Wiederverwendung gesammelt, gelagert und ausgegeben werden.

Quelle: Michael Jonas und Astrid Segert

Unter Schauplätzen des Re-Use werden alle Phänomene gefasst, bei denen aussortierte Dinge an bestimmten Orten im Hinblick auf eine Wiederverwendung in irgendeiner Weise gelagert werden, um sie einer erneuten beziehungsweise verlängerten Nutzung zuzuführen. Der Begriff Re-Use lässt sich als *Terminus technicus* bezeichnen, der auf eine bestimmte Weise genauer festlegt, dass sich mit einer Wiederverwendung der dabei verfolgte Zweck des Gelagerten nicht maßgeblich ändert. Farbe wird also als Farbe, Pappe als Pappe und ein Fahrradschlauch als ebensolcher einer Wiederverwendung zugeführt. Die Wiederverwendung muss dabei gar nicht unbedingt an dem betreffenden Schauplatz stattfinden. Sie kann auch an anderen Orten vorgenommen werden und verliert dabei mitunter auch den Charakter, der ihr mit diesem Label zugewiesen wird. Gemeint sind hier beispielsweise Schauplätze, die mit dem Begriff Materiallager bezeichnet werden, zu denen aussortierte Dinge hingbracht, gelagert und wieder entnommen werden können. Es gibt aber natürlich noch andere.

Unter Schauplätzen des Reparierens verstehen wir naheliegender Weise Stätten all jener Phänomene, in denen Dinge und Waren im öffentlichen oder halböffentlichen Raum repariert oder auf eine andere Weise so behandelt werden, dass sie wieder funktionieren. Solche Schauplätze zeigen sich vor allem als Reparaturcafés oder als anderweitige Reparatur-Workshops, die in einer Reihe der thematisierten Interaktionsorte organisiert werden. Sie können sowohl kommerzieller als auch nicht kommerzieller Art sein. Die erstgenannte Variante liegt dann vor, wenn etwa ein Fahrradgeschäft kostenpflichtige Reparatur-Workshops anbietet, die Letztgenannte hingegen etwa im Fall der unentgeltlichen Reparaturcafés oder im Fall von Schaureparaturen. Solche Schauplätze kommen dabei nicht nur in Interaktionsorten vor, die auf Selbermachen und Reparieren fokussieren, sondern sie können auch im öffentlichen Raum etwa im Kontext von Märkten, Einkaufsstrassenfesten oder Bezirksfesten stattfinden.

Schauplätze des Upcyclings betreffen eine Nutzung ausgesonderter und gelagerter gebrauchter Materialien und Dinge, mit deren Hilfe neue Artefakte, mitunter auch Waren, geschaffen werden, die in irgendeinem, dabei aber spezifischem Sinne als höherwertig eingeschätzt, mitunter auch bewertet werden. Hier geht es also um

eine höherwertige Wiederverwendung von Materialien und Dingen. Ein wesentlicher Unterschied zum Re-Use besteht darin, dass dort eine möglichst vollständige Wiederverwendung angestrebt wird, während beim Upcycling nur das weiterverwendet wird, was für die Erschaffung eines als wertvoll eingeschätzten, manchmal auch ökonomisch bewerteten Artefaktes benötigt wird. Upcycling findet vor allem in workshop- oder kursartigen Event-Serien statt, die in der Regel in spezifischen Interaktionsorten organisiert werden. Upcycling kann aber ebenfalls auf Märkten oder Festen vorkommen. Fallbeispiele für solche Events betreffen insbesondere das Upcycling von Stoffen und Kleidung etwa im Verlauf von Näh- und Handnaht-Workshops. Sie schließen aber auch Workshops ein, in denen aus vorhandenen Materialien beispielsweise Schwämme, Etuis und andere Dinge kreiert werden oder in denen andere Materialien aus Kunststoffen, Holz, Papier oder Metall beispielsweise zum Lampenbau genutzt werden.

Schauplätze der Kreativität beziehen sich auf alle jene Phänomene, in denen neue Dinge oder Waren geschaffen werden, die in einem erweiterten Sinne einer jeweils spezifizierbaren nachhaltigen Nutzung zugeführt werden sollen, ohne dass zuvor ausgesonderte und gelagerte Dinge und Materialien genutzt werden. Solche Phänomene kommen in ganz unterschiedlichen Settings vor. Prominent ist, zumindest in unserem Sample, sicherlich das Parklet. Gemeint sind aber auch eine Vielzahl weiterer vor allem kursartiger Events, in denen neue Artefakte entstehen, die als solche keinen Interaktionsort konstituieren, wie das beim Parklet der Fall ist. Bei diesen neuen Artefakten handelt es sich wie beim Upcycling um Objekte, die in der Regel als wertvoll eingeschätzt werden, hier mitunter auch um solche, die von ihren Erschafferinnen anschließend als Waren weiterverkauft werden (sollen). Schauplätze der Kreativität finden sich vor allem, aber keineswegs nur, in jenen Interaktionsorten, in denen die Marktlogik mit ihren Bewertungspraktiken dominant ist.

Schauplätze des Kommunizierens betreffen zuletzt solche Stätten, in denen einem potentiell breiten Publikum zentrale Aspekte der Phänomene des DIY-Urbanismus kommunikativ weitervermittelt werden, ohne dass sich das anwesende Publikum aktiv in den jeweils thematisierten Praktiken engagieren kann. Ohne Zweifel finden an allen zuvor thematisierten Schauplätzen auch verbale und nonverbale Kommunikationen statt. Gemeint sind hier also im Besonderen Schauplätze, in denen Aspekte des Reparierens und Selbermachens etwa in Form einer Ausstellung in einer Galerie oder auch in öffentlichen Museen über Ausstellungen oder Erfahrungswerkstätten kuratiert werden. Gemeint sind aber auch solche Schauplätze, in denen etwa über Vorträge oder öffentlich zugängliche Kommunikationsforen unter Anwesenheitsbedingungen Aspekte des Reparierens und Selbermachens thematisiert werden.

5.1.2 Zeitdimension

Unsere Fallbeispiele verdeutlichen neben der im Diskurs weitgehend bereits beachteten sachlichen Dimension eine besondere Relevanz der Zeitdimension für die Gestaltung von Schauplätzen des DIY-Urbanismus. Hier lassen sich Schauplätze in Bezug auf ihre potentielle Nutzbarkeitsmöglichkeit voneinander abgrenzen, die grob markiert einmalig, mehrmalig oder dauerhaft pro Jahr ausfallen kann. Einmalig und mehrmalig im Jahr stattfindende Aktivitäten sind in der Regel, aber keineswegs nur, kursartig organisiert. Die betreffenden Workshops werden zumeist, aber keineswegs

immer, in den oben diskutierten Interaktionsorten angeboten und durchgeführt. Solche Aktivitäten können zudem festartig oder ausstellungsartig ausfallen, weisen dann also nicht den genannten Workshop-Charakter auf.

Abbildung 9: Zeitliche Unterscheidung von Schauplätzen des DIY-Urbanismus

Zeiteigenschaft der Schauplätze	Formen
Mehrmalige Nutzungsmöglichkeit	Offene Werkstatt, Materiallager, Leihladen, Flohmarkt, Kleidertausch, Workshops im Upcycling oder Kreativbereich, Reparaturcafés, Ausstellungen
Dauerhafte Nutzungsmöglichkeit	Tausch- und Gabenboxen, offene Bücherschränke, Parklets (eingeschränkt)
Einmalige/exklusive Nutzungsmöglichkeit	Schauplätze auf Bezirks- oder Straßenfesten, Workshops

Quelle: Michael Jonas und Astrid Segert

Im Fall mehrmaliger Nutzungsmöglichkeiten werden in der Regel Workshops oder anderweitige Events der gleichen Art mehrmals hintereinander angeboten. Zu denken ist hier etwa an Workshop-Reihen im Upcycling oder im Kreativitätsbereich oder auch an Reparaturcafés, die mehrmals im Jahr an bestimmten Orten fest angeboten werden. Hierunter fallen aber auch die durchaus eingeschränkten Nutzungsmöglichkeiten von offenen Werkstätten, Materiallagern und Leihläden sowie anderen mit diesen vergleichbaren Schauplätzen. Festhalten lässt sich aber schon an dieser Stelle, dass die meisten Angebote des DIY-Urbanismus nicht dauerhaft zugänglich sind. Nur wenige Schauplätze wie vor allem Tauschboxen und Bücherschränke sind ohne zeitliche Einschränkungen zugänglich und nutzbar – im eingeschränkten Sinne trifft dies auch auf das Parklet zu, das allerdings in der Regel nicht das gesamte Jahr über im Straßenraum installiert ist, sondern nur in den wärmeren Monaten (Abb. 9).

Unterscheiden lassen sich solche Schauplätze zudem unter dem Gesichtspunkt der jeweiligen Nutzbarkeitsdauer. Auch hier gilt: Nur wenige Schauplätze wie die besagten Tauschboxen und Bücherschränke sind rund um die Uhr zugänglich, die Mehrzahl hingegen nur zu bestimmten Zeiten und damit auch nur für eine begrenzte Dauer, die in der Spanne von einer Stunde bis zu mehreren Stunden liegen kann. Anfang und Ende solcher Angebote, Events oder Workshops markieren in der Regel eine wie auch immer geartete Um- oder Andersnutzung, etwa wenn in einer Gaststätte bestimmte Bereiche der Räumlichkeiten für einen Upcycling-Workshop verwendet werden. Aber auch hier gibt es Ausnahmen wie im Fall eines nur temporär zugänglichen Materiallagers, das als Schauplatz nicht umgenutzt wird, sondern dessen Nutzung durch begrenzte Öffnungszeiten eingehegt wird. Sowohl bezogen auf die Frequenz und die Dauer ihrer Inszenierungen sind die Schauplätze des DIY-Urbanismus folglich überwiegend temporärer Natur, ein Umstand, der sich, wie wir noch sehen werden, einschränkend auf die Außenwirkung oder Strahlkraft dieser Phänomene auswirkt.

5.1.3 Sphärenspezifische Interaktionslogiken

Zusätzlich zur Sach- und Zeitdimension zeigt sich in der Analyse der Schauplätze des Reparierens und Selbermachens, dass diese durch unterschiedliche Interaktionslogiken geprägt werden, an denen sich die Akteure orientieren. Wir greifen auch hier wieder die vier Interaktionslogiken der öffentlichen Sphäre, der Wirtschaftssphäre, der Sphäre der Politik und Verwaltung und der Sphäre der privaten Lebensführung auf, um zu berücksichtigen, wie diese das Geschehen in den Schauplätzen beeinflussen (Abb. 10).

Abbildung 10: Unterscheidung von Schauplätzen des DIY-Urbanismus nach Interaktionslogiken

Interaktionslogiken der Schauplätze	Formen
Primär gewinnorientiert	Privatwirtschaftliche offene Werkstatt, Reparatur- und Kreativ-Workshops
Hybride Öffentlichkeits-, Sinnstiftungs- und Macht-orientierung	Reparaturcafés, Flohmärkte, Tauschevents, Upcycling- und Kreativ-Workshops, temporäre Räume, Sozialwirtschaftliche Betriebe, Parklets
Primär öffentlichkeits- und sinnstiftungsorientiert	Zivilgesellschaftliche offene Werkstatt; offene Nähwerkstatt; Reparatur-, Upcycling- und Kreativ-Workshops; Tauschbox, offene Bücherschränke, Urban Gardening

Quelle: Michael Jonas und Astrid Segert

Bezogen auf die in den Fallbeispielen zutage tretenden primären Interaktionslogiken unterscheiden wir zwischen (eher) homogenen und hybriden Schauplätzen. Schauplätze, die beispielsweise primär auf der Grundlage einer marktorientierten Interaktionslogik organisiert sind wie eine privatwirtschaftlich betriebene offene Werkstatt, von ökonomischen Akteuren angebotene Papierschachtelbauworkshops oder Schärfkurse für Messer und anderweitige Werkzeuge, können darauf aufbauend als eher homogen bezeichnet werden. Sie folgen vorrangig einer marktwirtschaftlichen Logik und zielen auf den Ausbau eines Kundenstamms beziehungsweise auf den Verkauf von Dienstleistungen oder Waren ab. Dabei ist es in allen Fällen gegeben, dass auch die primär marktwirtschaftlich orientierten Schauplätze die öffentlichkeitsbezogene Interaktionslogik aufgreifen, indem sie alternative Erhaltungspraktiken öffentlich verbreiten und entsprechende Aktivitäten einbeziehen. Andere Schauplätze, die durch öffentlichkeits- oder politikbezogene Interaktionslogiken dominiert werden, neigen hingegen eher dazu, Interaktionslogiken unterschiedlicher gesellschaftlicher Sphären zu verbinden. So können beispielsweise Schauplätze, die Bestandteil städtisch geförderter Angebote sind oder die von zivilgesellschaftlichen Initiativen oder auch intermediären Organisationen angeboten werden, weitgehend als hybrid gekennzeichnet werden. Die Unterscheidungen betonen die Relevanz der organisationalen Kontexte, die sich als Ergebnis der Typologie herausgestellt haben, auch wenn es immer Abweichungen und Varianten gibt, die diese Einteilung auf den ersten Blick infrage stellen mögen. Mithilfe dieser Unterscheidungen lässt sich diskutieren, ob und unter welchen Bedingungen derartige Ausrichtungen dieser Schauplätze für die Entwicklung des DIY-Urbanismus dienlich sein können, die folglich entweder maßgeblich von privat-

wirtschaftlichen oder von zivilgesellschaftlichen oder von intermediären Akteuren beziehungsweise Organisationen geprägt werden.

Ausgehend von der Darstellung der Sachdimension, der Zeitdimension und der spezifischen Ausrichtung der Interaktionslogiken von DIY-Schauplätzen fokussieren wir in den folgenden Abschnitten auf die vier Kernkategorien unseres praxeologischen Ansatzes, nämlich den Praktiken, den Orten, den Objekten und den jeweils beteiligten Akteuren. Bezogen auf die Praktiken fragen wir erstens nach der Spannweite der Fertigkeiten, die sie voraussetzen, also danach, ob sie auf einem eher voraussetzungslosen Tun basieren oder eher als komplexe Akte kreativen Vorgehens zu bewerten sind, und zweitens, ob sie eher Bottom-up oder Top-down organisiert sind. Darauf aufbauend beschäftigen wir uns mit dem Aspekt, welche Mensch-Objekt-Beziehungen sich in den untersuchten Praktiken herauskristallisieren lassen. Im Hinblick auf die Orte geht es um die Frage, ob sich diese durch eine besondere Spezifität des Einzigartigen oder Besonderen auszeichnen oder ob sie eher Beispiele unbestimmter Gestaltung darstellen. Dies betrifft keineswegs nur den Aspekt nach dem darin genutzten materiellen Interieur, sondern bezieht sich auch auf deren virtuelle Inszenierungen in den sozialen Medien wie dem Internet. Und es schließt auch ihre Einbettung in den Stadtraum ein. Bezogen auf die Objekte fragen wir nach den derzeit gebräuchlich verwendeten Materialien, Dingen, Werkzeugen und Maschinen, die in den jeweiligen Schauplätzen genutzt beziehungsweise auch geschaffen werden. Sodann gehen wir der Frage nach der Bewertung und Einschätzung nach, mit deren Hilfe die jeweiligen Artefakte als Waren oder Alltagsgegenstände taxiert werden. Im Hinblick schließlich auf die Akteure geht es um die Menschen, die in das jeweilige Geschehen in den Schauplätzen involviert sind. Das betrifft einerseits jene, die mit ihren Aktivitäten die jeweiligen Angebote konstituieren. Andererseits geht es um die Teilnehmerinnen dieser Angebote, die diese Angebote wahrnehmen und sich dabei in den unterschiedlichen Praktiken etwa des Reparierens oder des Upcyclings engagieren. Aus der Perspektive der Schauplätze werden hier also die Aspekte virulent, wie sich die Akteure charakterisieren lassen, welche Kernakteure es gibt, an welche (potentiellen) Zielgruppenmilieus sich die verschiedenen Schauplätze wenden und wie viele Teilnehmerinnen sie rekrutieren können.

Aus dem Zusammenspiel aller dieser Aspekte entstehen konkrete Schauplätze in ihren jeweiligen Inszenierungen für die Öffentlichkeit. Ihre Ausprägungen und Kombinationen sind es auch, die de facto starken Einfluss darauf haben, wie niedrigschwellig das jeweilige Angebot für potentielle Teilnehmende ist beziehungsweise in welchem Ausmaß es welche Menschen interessieren kann. Unsere praxeologische Analyse widmet sich nun diesen Ausprägungen und ihrem Zusammenspiel und wird es so auch erlauben, den vergemeinschaftenden (und damit auch partikularen) beziehungsweise vergesellschaftenden (und damit allgemeinen) Gehalt der diversen Schauplätze (und ihrer Praktiken) sichtbar zu machen.

5.2 Praktiken des gemeinsamen Erhaltens

Im Diskurs werden Phänomene des DIY-Urbanismus oftmals eng mit Praktiken des Miteinanderteilens (Commoning) in Verbindung gebracht und daher als deren Teilmenge gesehen. Darauf haben wir schon hingewiesen (Kap. 2). Konzeptualisierungen,

die sich auf Praktiken des Teilens beziehen, thematisieren naheliegender Weise deren Beschaffenheit. Darüber hinaus betreffen sie aber auch die Frage, welche Fertigkeiten Menschen mitbringen, wenn sie sich in diesen Praktiken engagieren. Diesen Fragen wenden wir uns nun zu, bevor wir Einblicke in die Analyse der von uns empirisch beforschten Schauplätze geben.

Nicht wenige Diskursvertreterinnen begreifen in diesem Zusammenhang das Reparieren und Selbermachen als Praktiken des gemeinsamen Teilens (Zapata et al. 2020). Hier lässt sich exemplarisch auf Karin Bradley (2015) verweisen, die Vorschläge ausgearbeitet hat, wie solche Praktiken des Teilens beschaffen sind. Für Bradley stellen diese Praktiken Ausprägungen einer »commons-based peer production« (ebd.: 94) dar, die sich durch vier grundlegende Merkmale auszeichnen. Sie basieren auf tatsächlichen Beiträgen eines äquivalenten Austausches (a), die – anstelle einer Profitlogik – Motive, Bedürfnisse oder Wünsche gemeinsamen Arbeitens befriedigen (b), von mehr oder minder gleichwertigen Peers in nicht hierarchischen Netzwerken ausgeführt werden (c) und zudem ethischen Prinzipien des Teilens sowie des gemeinsamen Eigentums verpflichtet sind (d). Es ist mehr als augenfällig, dass die Praktiken des Teilens als Antipoden zu kapitalistisch marktwirtschaftlichen Praktiken hervorgehoben und von diesen deutlich abgegrenzt werden. Ähnlich argumentieren auch Andrea Baier, Tom Hansing, Christa Müller und Karin Werner in ihrem im deutschsprachigen Raum bekannten Buch »Die Welt reparieren« (2016a). Die Praxis des Reparierens und Selbermachens zeichnet sich ihnen zufolge durch ein Potential aus, den Kapitalismus aufzuheben und zu überwinden, in dem »sie sich anschickt, es praktisch zu tun« (Baier et al. 2016b: 34).

Im Vordergrund dieses idealtypischen Konzeptes des Teilens stehen Praktiken des spielerischen Weltreparierens, die auf begrenzte, im Alltagsleben verortete Sachverhalte und Zusammenhänge ausgerichtet sind. Sie sind dieser Sichtweise zufolge von konvivialistischen Werten durchdrungen, die darauf abzielen, Menschen, Tiere, Pflanzen und Dinge neu zueinander ins Verhältnis zu setzen und sorgsam zu reparieren. Diese Praktiken vermitteln ein Lebensgefühl, in dem die Gedanken und Handlungen jener, die sich in ihnen engagieren, als wertvoll und autonom empfunden werden. Auch hier gehen die Autorinnen davon aus, dass in diesen Praktiken die Welt als Gemeingut erfahren und genutzt wird, in der ein umfassendes Teilen und Zusammenmachen zentral ist.

Die betreffenden Praktiken werden deshalb auch als Praktiken der Fürsorge bezeichnet, da sie sich aus Sicht der Autorinnen an Subsistenzkriterien orientieren und zu einer verantwortungsvollen, sorgenden Haltung zur Welt animieren. Darüber hinaus ermuntern Praktiken des Teilens zum Experimentieren und kommen dem Interesse entgegen, »sich in handwerklichen und haushaltlichen Fertigkeiten kundig zu machen« (ebd.: 42). Das Team um Baier unterscheidet im Weiteren unterschiedliche Praktiken des Teilens oder der Fürsorge. In dieser Konzeption sind die betreffenden Praktiken grundlegend immer auch durch produktive Aspekte gekennzeichnet. Als solche stehen sie für ein anderes Wirtschaften jenseits des Wachstumsimperativs, dessen Einlösung auf Ressourcenausbeutung beruht und zur Überproduktion von Produkten und Müll führt. Sie sind in der Lage, »den kapitalistischen Imperativ vom Kaufen und Wegwerfen« (ebd.: 45) wirkungsvoll zu konterkarieren. »Nachhaltiges Fabrizieren und Reparieren sind die Methoden der Wahl« (ebd.), genauso wie Praktiken des Teilens, Beitragens, Tauschens oder der Nutzungsverlängerung. Handwerklichen

Praktiken wird der Vorzug gegeben, durchaus unter Einsatz digitaler Technologien und Werkzeuge. Lokale und regionale Produktion steht in dieser Sichtweise vor globalisierter Produktion, die gemeinsame Herstellung vor der Firmengründung. Gewinnerorientierte Firmengründung ist erst sekundär auf Gewinnerzielung ausgerichtet. Primär bleibt das Bestreben, anderen die eigenen Erfindungen kostenlos zur Verfügung zu stellen. Praktiken der Reparatur, des Re-Use und des Upcyclings werden aus ihrem individualhaushaltlichen Rahmen herausgelöst und kollaborativ organisiert. So zeichnet sich Reparieren durch konkrete Aktivitäten einer fürsorglichen Rettung ganz unterschiedlicher Alltagsgegenstände wie elektronische und elektrische Haushalts- und Arbeitsgeräte, Spielzeug oder Bekleidung und Textilien aller Art aus. Beim Wiederverwenden und Aufwerten findet die »Umschöpfung [...] in einem weit größeren Bezugsraum statt, und der dabei obwaltenden Imagination sind keine Grenzen gesetzt« (ebd.: 51).

Eine wichtige Grundlage für alle Praktiken ist die kollaborative Weitervermittlung hierbei benötigter Fertigkeiten und Fähigkeiten und zwar sowohl in lokalen Werkstätten vor Ort als auch in digitalen Räumen des Internet. Damit kommen wir zum zweiten für uns wichtigen Aspekt, den involvierten Fertigkeiten, die Bestandteile dieser Praktiken sind. Im Hinblick auf das Verständnis der Fertigkeiten lässt sich gewinnbringend an das Levelkonzept von Kendra Lapolla und Elizabeth Sanders (2015) anknüpfen, welches diese am Beispiel des Re- und Upcyclings von Kleidung und Stoffen vorgeschlagen haben. Um deren Vielfalt gerecht zu werden, gehen die Autorinnen von vier Levels der Kreativität aus, nämlich des *Tuns*, *Adaptierens*, *Machens* und *Erschaffens*. Diesen Levels ordnen sie – auf der Grundlage eigener empirischer Forschung – unterschiedliche Fertigkeiten zu, wobei das reine Tun am wenigsten Kompetenzen benötigt, das kreative Erschaffen am meisten. Beim Tun geht es um das Erledigen von etwas (Kleidung/Stoffe sammeln), das keine spezifischen Eignungen verlangt. Adaptieren zielt auf das Machen von etwas (Änderung eines Kleidungsstücks) für sich selbst (oder andere), dessen Umsetzung zumindest basaler Fertigkeiten bedarf. Das anleitungsorientierte Machen hingegen beinhaltet handwerkliches Tun, das ausgeprägtes Geschick erfordert, während das kreative Erschaffen am meisten Fertigkeiten verlangt und die eigene Kreativität ausdrücken helfen soll.

Michael Jonas

Nähen

Für ein besonders erfolgreiches Fallbeispiel für Upcycling-Schauplätze steht ein Näh-Workshop, der anders als andere Aktivitäten und Angebote erheblich von Maßnahmen der Stadtpolitik profitiert, sind sie es doch, die dafür sorgen, dass das betreffende Event de facto einen sehr breitgestreuten Adressatinnenkreis erreichen kann.

Es handelt sich um einen Block von Nähkursen für Kinder und Erwachsene, der von einer selbständigen Anbieterin in den Räumlichkeiten einer Stadtteilentwicklungsinitiative mit dem Schwerpunkt Reparieren und Upcycling an ausgewählten Wochenenden durchgeführt wird. Diese Initiative ist in den Räumen eines ehemaligen Erdgeschoßgeschäftslokals eingemietet, dessen Gebäude sich in einer ruhigen Nebenstraße nahe der äußeren Ringstraße (*Gürtel*) in *Ottakring* befindet. Als zivilgesellschaftliche Netzwerkorganisation bietet sie unter ande-

rem jenen selbständigen Kursanbieterinnen Räume zur Nutzung an, die selbst aus Kostengründen nicht über solche verfügen. Deren Kurse werden üblicherweise sowohl über die Homepage der Initiative als auch über den Internetauftritt der jeweiligen Kursanbieterinnen beworben – im hier thematisierten Fall zudem über die Homepage eines politiknahen stadtweit agierenden Weiterbildungsvereins, der mit erheblichen städtischen Mitteln der Magistratsabteilung für Bildung ausgestattet ist. Die Näh-Workshops sind damit Bestandteil einer breiten Palette stadtweit angebotener Kurse, deren Besuch öffentlich subventioniert wird und in diesem Fall statt 20 € nur noch 4 € pro Kind kostet (6 € statt 30 € bei Erwachsenen). Das führt nicht nur dazu, dass die betreffenden Nähworkshops grundsätzlich ausgebucht sind. Es sichert auch hohe mediale Präsenz und Aufmerksamkeit.

Die Räumlichkeiten der Stadtteilinitiative werden am Vorabend solcher Workshop-Wochenenden sorgsam hergerichtet und vorbereitet. Große Fensterfronten stellen eine offene Raumatmosphäre samt heller Lichtverhältnisse sicher und ermöglichen auch, dass das Geschehen innerhalb der Nähwerkstatt von außen betrachtet werden kann. Raumteiler werden verschoben, Tische zu Arbeitsstationen zusammengestellt und mit Scheren sowie mit Nähmaschinen bestückt, die zuvor gewartet wurden. An insgesamt sieben Tischen können Teilnehmerinnen an 15 Nähmaschinen tätig werden. In zwei raumhohen Regalen können Stoffe ausgesucht und genutzt werden. Eine Spielecke bietet Kindern weitere Entfaltungsmöglichkeiten. Ein alter Lederkoffer beinhaltet diverse Zusatzmaterialien wie Knöpfe, Zipfverschlüsse und Garne, die für das Upcycling unabdingbar sind. Die Workshop-Leiterin Esther und ihre Kollegin Sabine begrüßen die Teilnehmerinnen und überlegen mit ihnen, welche Arbeitsstation die Passende ist, wo also etwa Jugendliche am besten zusammensitzen, eine Mutter mit ihrer sechsjährigen Tochter oder ein Vater mit seiner 15-jährigen Tochter. Diesmal nehmen fünf Erwachsene, neun Kinder und zwei Jugendliche an einem der Workshops teil – einzelne Väter oder Mütter bringen ihre Kinder, ohne selbst aktiv zu werden und holen diese am Ende wieder ab. Die Teilnehmerinnen kommen aus allen Bezirken Wiens oder wie Andrea, Bankkauffrau und Mitte 30, mit ihrer Tochter, aus dem *Wiener Umland*. Sie entstammen ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus, kommen, wie Horst, Mitte 40, hervorhebt, »aus den *Slums im 19. Bezirk*«, oder anderen, auch bürgerlichen Wohngegenden. Die Mehrzahl der Teilnehmerinnen gehört der heimischen Bevölkerung an, immer sind aber auch Menschen mit Migrationshintergrund mit dabei wie Lucia, Anfang 30, und ihre beiden kleinen Kinder.

Nachdem sich alle mit ihrem Platz vertraut gemacht und ihren Kursbeitrag gezahlt haben, stellt Esther das Konzept des offenen Upcycling-Workshops vor, den sie als Alternative zur üblichen Entsorgung nicht mehr genutzter Kleidung in den Müll vermittelt. Beispiele wie T-Shirts, Taschen, Topflappen vorzeigend weist sie darauf hin, dass es darum geht, individuell angepasste Projekte in den knapp drei nun folgenden Stunden anzugehen, die auch erfolgreich abgeschlossen werden können. Die angebotenen Beispiele zeigen nicht nur, wie Ergebnisse kreativen Schaffens aussehen können. Sie vermitteln auch, welche stofflichen Komponenten wie Teile von gebrauchten und normalerweise im Müll entsorgter Hosen, Hemdkragen, T-Shirts oder Vorhangstoffen hierzu verwendet und zu-

sammengenäht werden können und gerade auf diese Weise für den ästhetischen Überraschungseffekt sorgen, der dem Upcycling innewohnt. »Diejenigen, die das erste Mal hier sind, machen am besten etwas einfacheres«, rät Esther und bietet jeder eine individuelle Beratung an. Sobald ein Projekt gefunden ist, folgt die Suche nach den richtigen Stoffen und Materialien, deren Auswahl nicht nur farblich, sondern auch unter funktionalen Gesichtspunkten stimmig sein sollte.

Die einzelnen Projekte variieren stark. Sie spiegeln im gewissen Sinn die bunte gemischte Zusammensetzung der Teilnehmerinnen wider, die diesen Ort zu einer Begegnungsstätte für Menschen aus unterschiedlichen Milieus und Altersgruppen macht, der einen gemeinsamen Raum für kreatives Schaffen erzeugt: Die sechsjährige Karla, die mit ihrer Mutter hier ist, wollte erst ein rosa Kleid nähen. Der Vortrag hat sie aber dazu gebracht, sich einem Sorgenfresser zu widmen, also einer Puppe, die die Sorgen anderer wegnehmen kann. Horst und seine Tochter sind hergekommen, um gemeinsam Taschen für ihre I-Pads zu nähen, also etwas, »was wir gebrauchen können«. Die 15-jährige Emily kommt öfter zu diesen Kursen und will ein kleines Polster machen. Andere Kinder fangen an, einen Rucksack, eine Jacke oder Puppenbekleidung zu nähen. Andrea, die hauptsächlich hier ist, um ihrer Tochter zu helfen, arbeitet an einer kleinen Tasche, die, wie sie zum Schluss verblüfft feststellt, genau die richtigen Maße hat, um als Smartphone-Beutel zu dienen.

Das Aussuchen der zu verarbeitenden Stoffe markiert den Anfang und kann durchaus Zeit in Anspruch nehmen wie bei Horst, der eine viertel Stunde braucht, bis er fündig geworden ist und laut zu seiner Tochter sagt: »Das ist der Stoff, der ist es!« Beide legen die jeweiligen Stoffe auf ihre Arbeitsflächen, nehmen die Maße, markieren die Ränder und schneiden die Stoffstücke zurecht.

Foto 19: Nähen an der Maschine (2020)



Quelle: Michael Jonas

Esther kommt vorbei und sieht sich die vorbereiteten Stoffstücke an. Sie verlässt mit der Tochter kurz den Tisch und kommt mit farblich passenden Zippverschlüssen wieder, die sie selbst an die vorbereiteten Stücke annäht. Sie zeigt den Beiden, wie diese nun die Stücke mit Nadeln aneinander fixieren und anschließend zu einer Tasche zusammennähen können: »*So mache ich das jetzt*«, sagt der Vater und: »*Ich werde noch wahnsinnig!*« Beide nähen weiter und unterhalten sich dabei angeregt, bis es Rums macht und der Vater ruft: »*Jetzt ist es hin!*«. Die Nadel an seiner Maschine ist abgebrochen, bei der Tochter hingegen hat sich der zweite Faden ausgefädelt. Esther kommt erneut an den Tisch und hilft der Tochter, während der Vater die abgebrochene Nadel auszubauen sucht. Die Tochter fängt erneut an zu nähen und fragt: »*Wie macht man das, eine Nadel einsetzen?*«, aber der Vater ist zu sehr vertieft in sein Problem, um der Tochter diesmal eine Antwort zu geben. Er braucht dann doch Hilfe von Esther, die ihm zeigt, wie es geht und wie der Faden anschließend eingefädelt werden kann. Dann kann er alleine weiter machen. Beide nähen ihre Taschen fertig und stülpen sie um, um zu schauen, ob die I-Pads gut hineinpassen und wie ihre Werke geworden sind.

Die individuellen Projekte werden nicht nur an den eigenen Werkplätzen vorgenommen, keine der Teilnehmerinnen bleibt die ganze Zeit an ihrem Platz. Das werkplatzgebundene Entwerfen, Zuschneiden und Nähen im Sitzen wird immer unterbrochen durch aufstehen, im Stehen arbeiten, rumgehen, schauen, Stoffe und andere Materialien oder die Kursleitung suchen und, vor allem bei den Kindern, durch Ablenkungen – etwa, wenn diese in die Spielecke gehen und eine Weile dort verbleiben. Damit ermöglicht der Workshop nicht nur eine generationenübergreifende Erfahrung des gemeinsamen Tuns und kreativen Schaffens, sondern vermittelt sich auch als Praxis, die jenseits kapitalistisch marktförmiger Herstellungsprozesse liegt. Am Ende haben alle ihre Projekte fertiggestellt, räumen die Tische auf, bringen Stoffe wieder zurück und verlassen mit ihren Kreationen den Schauplatz, nicht ohne sich vorher herzlich bei Esther und ihrer Kollegin zu verabschieden.

Es ist ersichtlich, dass diese Levels auf eine individuelle Ebene bezogen sind. Als solche thematisieren sie jeweils vorausgesetzte Kompetenzen. Sie geben auch Auskunft darüber, wie leicht solche Praktiken sich verbreiten können: Jene Praktiken etwa, die kaum Geschick bei den involvierten Personen voraussetzen, haben es naheliegender Weise leichter, Menschen zur Teilnahme anzuregen als solche, die sehr voraussetzungsvoll sind. Das Levelkonzept kann als heuristische Grundlage für die Analyse der Verbreitung von Praktiken des DIY-Urbanismus genutzt werden. Es steht im Zusammenhang mit der Konzeption situationalen Lernens, die Jane Lave (1996) herausgearbeitet hat. Demnach sind alle Praktiken situationsspezifisch und weisen einen kontextgebundenen Charakter auf: »[T] here is no other kind of activity except situated activity.« (Ebd.: 155) Die im Levelkonzept vorhandene Fokussierung auf individuelle Fertigkeiten übersieht allerdings, dass die thematisierten Kompetenzen immer verteilt und gerade nicht allein individuell zurechenbar sind. Die Möglichkeiten, praktikenspezifische oder -unspezifische Fertigkeiten auszuüben oder sich anzueignen, hängen zudem nicht nur von den beteiligten Menschen ab, sondern im besonderen Maße von den Gegebenheiten der jeweiligen Dinge und Materialien (Gregson et al.

2009) sowie von den örtlichen Gegebenheiten, in denen sie zum Zuge kommen. In diesem Sinne lassen sich die betreffenden Kompetenzen besser als etwas verstehen, das zwischen allen beteiligten Akteuren, Artefakten und Materialien verteilt ist (Watson/Shove 2008) und – so fügen wir hinzu – auch verteilt ist innerhalb und zwischen verschiedenen Schauplätzen ihrer performativen Inszenierung.

Dieser Exkurs in die Diskussionen über Praktiken des Reparierens und Selbermachens und dafür notwendige Fertigkeiten dient uns als Heuristik. Ausgehend davon können die jeweiligen Eigenarten und auch die Familienähnlichkeiten der unterschiedlichen Praktiken besser begriffen werden. Eine weitere grundlegende Eigenschaft der betreffenden Praktiken liegt in ihrer dominierenden Aktivitätsrichtung, das heißt, ob die betreffenden Angebote eher Bottom-up oder eher Top-down organisiert werden. Damit greifen wir die Beobachtung auf, dass im Diskurs jene Positionierungen überwiegen, die Praktiken des DIY-Urbanismus als Bottom-up-Phänomene begreifen (Kap. 2). Von einer Bottom-up-Praktik lässt sich sprechen, wenn Aktivitäten unabhängig von Maßnahmen der Politik und der Verwaltung ausgehen. Dem gegenüber können Aktivitäten als Top-down organisiert gelten, wenn Akteure aus Politik und Verwaltung als maßgebliche Initiatorinnen identifiziert werden, die mit ihren Regelungen und Vorgaben das Geschehen in einem Schauplatz stark dominieren. Bottom-up organisierte Events betreffen etwa Workshops, in denen Interessierte die Räumlichkeiten einer Stadtteilinitiative zum gemeinsamen Nähen nutzen, oder zu denen sie in eine beliebte Szenegaststätte, in eine kommerziell betriebene Galerie zu Upcycling- und Show-Workshops oder in die Räumlichkeiten einer Sozialorganisation zu Reparaturcafés kommen können. Top-down organisierte Events betreffen hingegen beispielsweise Feste, die maßgeblich von der städtischen Verwaltung organisiert werden. Bottom-up und Top-down markieren gewissermaßen die beiden Endbereiche des Ausprägungsspektrums von DIY-Aktivitäten. Möglich sind folglich auch Praktiken, die als Kombination beider Aktivitätsrichtungen gedeutet werden können.

Auf der Basis dieser allgemeinen begrifflichen Überlegungen wenden wir uns nun den empirisch nachweisbaren Praktiken in unserem Untersuchungsfeld zu. Wir nehmen die Frage nach den Fertigkeiten als Ausgangspunkt der weiteren Ausführungen, um uns anschließend mit der Beschaffenheit der von uns untersuchten Praktiken zu beschäftigen. Die in diesen Praktiken involvierten Fertigkeiten lassen sich vor allem im Hinblick auf ihre Komplexität voneinander unterscheiden, also im Hinblick darauf, wie komplex die jeweiligen Interaktions- und Kommunikationsketten ausfallen, die als »doings« und »sayings« in der Inszenierung der betreffenden Praktiken anfallen. Es ist keine Überraschung, dass im Feld vorfindliche Komplexitätsunterschiede in einem gewissen Zusammenhang mit der sachlichen Ausrichtung der Praktiken stehen, also den Unterscheidungen, die mit den Begriffen Tauschen und Teilen, Re-Use, Reparieren, Upcycling, Kreativsein und Kommunizieren markiert sind. Die Schauplatzmontagen *Geben und nehmen* oder *Kleider tauschen* illustrieren deutlich, dass Praktiken des Tauschens und Teilens in der Regel, aber keinesfalls immer, eher weniger komplexe Fertigkeiten voraussetzen. Workshops und Events, in denen das Re-Use, das Reparieren, das Upcycling oder das Kreativsein im Vordergrund stehen, sind diesbezüglich oftmals, wenn auch nicht notwendigerweise, voraussetzungsvoller, während Schauplätze, die vornehmlich durch Praktiken des Kommunizierens geprägt wer-

den, nur in Ausnahmefällen die genannten Fertigkeiten bedingen. Im untersuchten Feld lassen sich Fallbeispiele für alle Kreativitätslevel sowie für vielfältige, wenn auch nicht alle möglichen sachlichen Ausrichtungen finden. Unsere systematische Analyse des Untersuchungsfeldes in *Wien* bestätigt hierbei die im Diskurs vertretene Einschätzung, dass Praktiken des Reparierens und Selbermachens gegenwärtig in einer ungeahnten Vielfalt an sachlichen Ausrichtungen entstehen, die mannigfache Affirmationen für ganz unterschiedliche sozialen Milieus enthalten. Unsere Analyseergebnisse lassen sich darauf aufbauend zu der These verdichten, dass sich die empirisch nachweisbaren Praktiken des DIY-Urbanismus ungeachtet ihrer Vielfalt im Kern als Praktiken des Erhaltens erweisen.

5.2.1 Praktiken des Tauschens und Teilens

Unsere Fallbeispiele belegen, dass die vorfindbaren Schauplätze des Tauschens und Teilens wie die Tauschbox, die offenen Bücher- und Kühlschränke oder auch spezifische Tausch-Events besonders viele und diverse Teilnehmerinnen ansprechen, da die hier erforderlichen Fertigkeiten vorrangig auf dem Level des reinen Tuns angesiedelt sind. Die Praktiken des Teilens, also hier des Gebens und Nehmens, die bei der Tauschbox zum Zuge kommen, sind weitgehend voraussetzungslos und niedrigschwellig und sie sind auch nicht sehr komplex. Die von den Geberinnen aussortierten Dinge werden gebracht und in die Fächer gelegt oder vor die Box platziert, während jene, die sie gebrauchen wollen, sie einfach nur entnehmen, ohne sie dabei zu verändern. Geberinnen und Nehmerinnen (wie auch die Kümmererinnen) gehen eine unsichtbare Verbindung ein, in der die Kopräsenz des Anderen keine Voraussetzung für die Teilnahme ist. Gerade diese Qualität dieser Praktiken sichert im Zusammenspiel mit der grätzlnahen (also nachbarschaftsbezogenen) und unaufwändigen Gestaltung der Tauschbox zum großen Teil den Erfolg dieses Schauplatzes ab, neben weiteren Aspekten, die seine Gestaltung und seine Lage betreffen, die hier aber erstmal ausgeklammert bleiben. Ähnliches gilt auch für die Praktiken bei offenen Bücher- und Kühlschränken oder vergleichbaren Phänomenen, bei denen die Schauplätze des Erhaltens mit entsprechenden Interaktionsorten weitgehend ident sind.

Unterschiede finden sich aber bei Praktiken, die sich auf das Verleihen oder den entgeltlichen oder unentgeltlichen Tausch vor allem von Kleidung im Rahmen von Tausch-Events beziehen. Die Kompetenzen des Leihens sind etwa bei Praktiken des (Ver-)Leihens kaum anders, setzen aber auf alle Fälle einen sorgsamen Umgang mit den geliehenen Dingen und pflegende Tätigkeiten auf Seiten des Verleihs voraus. Zudem müssen die Leihdinge gelagert werden und zwar systematisch. Auch das setzt spezifische Fertigkeiten des Organisierens voraus. Hinzukommen administrative Aktivitäten, die den Leihvorgang selbst regulieren und die in der Konzeptualisierung von Tauschpraktiken häufig unterschätzt werden. Die zu verleihenden Dinge müssen katalogisiert werden und ihre Zirkulation zwischen dem Verleihort und den jeweiligen Nutzerinnen muss erfasst werden, da sie nicht Teil eines Haushaltes sind, in dem sich die Beteiligten intuitiv auskennen und dessen Gegenstände begrenzt sind. Bei kollaborativen Tauschpraktiken müssen hingegen auch oftmals persönliche Daten der Nutzerinnen abgegeben und Regeln für die Verleihdauer und den Leihvorgang implementiert werden. Das mag für kleine Verleihstationen noch mit wenig Aufwand

verbunden sein. Für Verleihinitiativen, die – wie das beschriebene Fallbeispiel in *Ottakring* (Kap. 4) – über ein eigenes Ladenlokal und eine Website verfügen, erweisen sich die administrativen Zusatzarbeiten aber als extrem ressourcen- und arbeitsintensiv. Jeder Verleihvorgang setzt folglich in diesen Fällen eine Vielzahl vor- und nachgelagerter Aktivitäten voraus, die nur punktuell für eine Nutzerin sichtbar werden. Es zeigen sich zudem weitere mannigfaltige Probleme, die es erschweren, die Grenzen kleiner Nutzerinnengruppen zu überschreiten, allen voran eine milieuspezifische Fokussierung des Schauplatzes, die es schwer macht, als Verleihstation etwa der umliegenden Nachbarschaften zu dienen, die sich nur punktuell aus Mitgliedern des adressierten studentischen Milieus zusammensetzt. Aktivitäten des (Ver-)Leihens finden in den untersuchten Bezirken vorrangig in der privaten Sphäre innerhalb von Familien oder zwischen Nachbarinnen oder Freundinnen statt und sind folglich nicht Bestandteile der hier thematisierten Praktiken.

Bis zum Ausbruch der Corona-Pandemie und den dann geltenden Regelungen für große Events, weisen Praktiken des Tauschens zwar kaum komplexe Fertigkeiten auf, die sich auf das reine Tauschen, also das Besuchen solcher Events und das Aussuchen etwa und vor allem von Kleidung, insbesondere Frauen- und Kinderkleidung beziehen. Sie können aber – ganz unabhängig von zeitweiligen gesundheitsbedingten Zusatzaktivitäten für die Event-Sicherung – auch mit erheblichen organisationalen Zusatzaktivitäten der Vorbereitung, der Werbung und der Durchführung angereichert werden, die sich sowohl im physischen als auch im virtuellen Raum manifestieren. Dieser komplexe Mehraufwand wird durch die Schauplatzmontage *Kleider tauschen* illustriert. Auf Seiten der Besucherinnen solcher Events bedarf es der Kenntnis allgemeiner wie auch milieuspezifischer Umgangs- und Kommunikationsformen. Diese können durchaus gepaart sein mit individuellen Durchsetzungsaspirationen während des Tauschvorgangs, die die Anstandsregeln eines auf Sorgsamkeit orientierten Miteinanders möglichst aber nicht verletzen dürfen, wenn nicht nur die Freude des aktuellen Tausches, sondern auch die Freude an zukünftigen Tauschaktivitäten gewahrt werden soll. In diesem Sinne lassen sich nicht selten Höflichkeitsäußerungen beobachten, die dem Gegenüber eine Art generöses Erstwahlvorzugsrecht einräumen. Was den sorgsamen Umgang anbelangt, können hier durchaus milieuspezifische Differenzen aufeinandertreffen, etwa wenn in die Hand genommene Kleidung ungefaltet oder nicht sorgfältig gefaltet wieder zurückgelegt wird oder wenn Kleidungsstücke sogar durch die Luft geworfen werden. Derartige Verhaltensweisen deuten nicht nur auf unterschiedliche Umgangsformen hin. Sie sind in diesem Setting zugleich auch deutliche Anzeichen eines Überflusses an Dingen, der im Tauschgeschehen selbst zu Sorglosigkeit verleitet. Die Inszenierung von Praktiken des Tauschens gerät dann in gefährliches Fahrwasser. Der sorgsame Umgang mit den Dingen kann zurückgedrängt und durch einen sorglosen Umgang ersetzt werden, wie er vielen Praktiken des Massenkonsums inhärent ist. Wichtig ist es dann, dass solche Momente nur selten und nur kurzfristig auftreten und damit nicht die Atmosphäre des Schauplatzes in Besitz nehmen. Solche vor allem bei Massen-Events auftretenden Risiken in der Inszenierung der Praktiken liegen in den seltenen Fallbeispielen von Praktiken des Re-Use nicht vor.

5.2.2 Praktiken des Re-Use

Praktiken des Re-Use sind in den untersuchten Stadtteilen stark limitiert, zumindest was ihre Verbreitung im öffentlichen oder halböffentlichen Raum anbelangt. Sie sind an spezifische Schauplätze des Reparierens und Selbermachens wie vor allem kleine oder große offene Materiallager gekoppelt. Solche offenen Materiallager sind aber im urbanen Raum noch eine Seltenheit, in den Untersuchungsstadtteilen gibt es nur eines, nämlich ein kleines Materiallager in *Ottakring*. Die hier gemeinten Praktiken des Re-Use fokussieren auf das Vorhalten und das offene sowie primär unentgeltliche Anbieten von Materialien aller Art, die nach ihrer Entnahme von ihren neuen Eigentümerinnen wiederverwendet oder verbraucht werden können und zwar gleich, ob es sich hier um ein Downcycling oder um ein Upcycling handelt.

Die hier involvierten Praktiken sind denen des Verleihens ähnlich, zumindest deren komplexen Varianten. Auch Praktiken des Re-Use setzen organisationale Fähigkeiten voraus. Die ins Lager kommenden Dinge und Materialien müssen sinnvoll geordnet und vorgehalten werden, ganz abgesehen davon, dass solche Lager, wie alle Interaktionsorte des DIY-Urbanismus erst einmal sinnvoll und praktikabel eingerichtet und (aus)gestaltet werden müssen. Vor allem die räumlichen Gegebenheiten dieser Interaktionsorte sind es denn auch, die sich massiv auf die Beschaffenheit und die Inszenierung von Re-Use-Praktiken auswirken. Kleine Räume wie jene des in der Schauplatzmontage beschriebenen Materiallagers verlangen mitunter ganz andere organisationale Fertigkeiten einer hochfunktionalen Ausgestaltung des Interieurs als große Räume, in denen kein Platzmangel entstehen kann. Es bedarf eines ständigen Überblicks, welche Materialien in das Lager kommen und welche Materialien etwa für eigene Zwecke der Trägerorganisation im Rahmen anstehender Workshops beiseitegelegt und reserviert werden müssen. All dies sind auch hier praktikenspezifische Aktivitäten und Fertigkeiten, die in der öffentlichen Inszenierung dieses Schauplatzes während der Öffnungszeiten nur zum Teil wahrnehmbar sind und sich quasi auf der Hinterbühne der Schauplätze abspielen. Auf der Vorderbühne hingegen geht es dann um die Kommunikation zwischen den ehrenamtlichen Betreiberinnen des Lagers und den Besucherinnen. Letztere werden umsichtig in das Lager und seine Dinge eingeführt. Regeln des Bringens und Entnehmens von Materialien und Dingen strukturieren den Ablauf. Vor allem aber eine wertschätzende Behandlung, Sortierung und Platzierung der vielfältigen Artefakte sind es, die neben einem ebensolchen Umgang mit den Besucherinnen dafür sorgen, dass solche Schauplätze des Re-Use eine anziehende Atmosphäre entfalten können.

5.2.3 Praktiken des Reparierens

Die Praktiken des Reparierens können sehr komplex und zeitaufwändig sein, müssen es aber nicht. Wie die anderen hier relevanten Praktiken sind auch sie durch einen intensiven Umgang mit Materialien und Gegenständen verbunden. Die Montage einer öffentlichen Schauseparatur illustriert, dass hier in der Regel ein geübter Umgang mit speziellen Werkzeugen Voraussetzung für eine erfolgreiche Reparatur ist. Zusätzlich bedarf es der Expertise, um die Probleme defekter Dinge zu diagnostizieren und möglichst Abhilfe zu schaffen. In Reparaturpraktiken geht es um den Erhalt schon vorhandener Dinge, also etwa um Messer, die in Schleifkursen geschliffen oder um alte

Küchengeräte, Schreibmaschinen, Radios oder Lampen, um die sich in Reparaturcafés oder ähnlichen Events gekümmert wird. Praktiken des Reparierens setzen zwar keineswegs automatisch eine Vielzahl komplexer Fertigkeiten voraus. In den meisten Fällen der hier relevanten Schauplätze bedarf es allerdings mindestens semiprofessioneller Expertinnen, um die anfallenden Reinigungen und Reparaturen durchführen zu können. Je komplexer und anspruchsvoller die Praktiken ausfallen, desto schwieriger wird es, Barrieren zwischen dem professionellen Vorgehen der Handwerkerinnen beziehungsweise Helferinnen und dem unprofessionellen Tun der Laiinnen vollständig abzubauen und einen allgemeinen Zugang sowie eine gleichwertige Kommunikation zu ermöglichen.

Während die Expertinnen in der Regel über Expertisen aller vier Levels verfügen, bewegen sich die Tätigkeiten der Laiinnen zumeist in den Bereichen des Tuns und des Adaptierens, manchmal auch des angeleiteten Machens. In den Reparaturcafés unseres Untersuchungsfeldes zeigt sich deutlich, dass die Beteiligten nur selten als gleiche Peers miteinander agieren. In der Regel bringen die Besucherinnen der Reparaturcafés ihre defekten Gegenstände und schauen zu, wie die Expertinnen die Reparaturen durchführen. Manchmal werden auch Annäherungen zwischen Expertinnen und Laiinnen bewusst vermieden, sei es, weil das professionelle Arbeiten dann ungestört verlaufen kann, sei es, weil sich die Laiinnen eine Teilnahme nicht zutrauen, oder sei es, weil die Qualität der Reparatur gesichert werden soll. Manchmal hingegen ergeben sich aber auch intensive Interaktionen zwischen Laiin und Reparaturspezialistin, die durch wechselseitige Interobjektionen mit dem zu reparierenden Gegenstand getragen werden.

Foto 20: Socken stopfen als Reparieren (2018)



Quelle: Ulrike Wieser

Auch bei Reparaturcafés fallen organisatorische Aktivitäten an, die bei diesem Format aber meistens von den Trägerorganisationen, also etwa sozialen Einrichtungen übernommen werden. Es müssen Termine festgelegt, Freiwillige gesucht und gefunden, die Events beworben und die Räumlichkeiten hergerichtet werden. Die in der Regel ehrenamtlich tätigen Reparaturexpertinnen können dann unter sich ausmachen, wie sie ihre Arbeitsweise strukturieren. Wenn die Termine nicht zu extensiv nachgefragt werden, bedarf es keiner Nummernvergabe oder anderer Tools, um die Reihenfolge der anfallenden Reparaturen zu organisieren. Dann reicht es aus, wenn die Besucherinnen einige Zeit etwa an Tischen Platz nehmen können, um abzuwarten, bis sie an der Reihe sind.

Wie intensiv Teilnehmerinnen sich in Praktiken des Reparierens engagieren, hängt einerseits von ihnen selbst ab, also davon, ob sie selbst erfahren und lernen möchten, warum ihr hergebrachter Gegenstand defekt ist und wie er vielleicht gereinigt oder repariert werden kann. Auf der anderen Seite hängt dies aber auch von den Reparaturexpertinnen und von den Teilnehmerinnen ab, die sich unter Umständen zwar gern aktiv an Reparaturcafés beteiligen, aber nicht unbedingt an einem engen Austausch und einer umfangreichen Wissensvermittlung interessiert sind. Das ist bei kommerziell betriebenen Reparaturkursen anders, die von kleinen Geschäften etwa im Hinblick auf eine Fahrradinstandhaltung oder die Reparatur von Kleinmöbeln angeboten werden. In diesen Workshops steht die Wissensvermittlung zwischen Expertinnen und Kundinnen an erster Stelle, ist sie es doch, deren Attraktivität vermarktet werden kann. In diesen Fällen haben alle Beteiligten das Interesse, die jeweils relevanten Fertigkeiten bis hin zum anleitenden Selbermachen zu vermitteln beziehungsweise zu erlernen. Ähnliche und aufeinander bezogene sorgsame Erfahrungs- und Wissensvermittlung findet auch in weiteren nicht kommerziell angelegten Kursen statt, so etwa auch in Kursen einer nicht kommerziellen offenen Werkstatt, die ausdrücklich Frauen ohne handwerkliche Vorkenntnisse adressieren und daher die Anleitung an verschiedenen Maschinen oder Geräten für die Reparatur mitgebrachter Alltagsgegenstände in das Zentrum des Angebotes stellen.

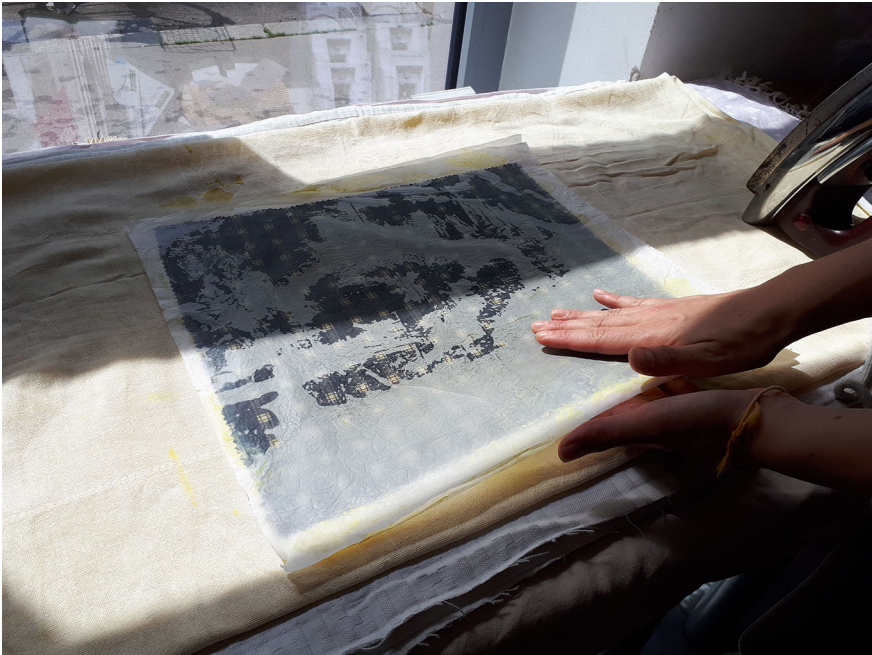
Wie die Schauplatzmontagen *Socken stopfen* und *Kostenloses Reparieren* verdeutlichen, können Reparaturpraktiken auch im Rahmen öffentlicher Feste in Szene gesetzt werden, wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise (Hassemer 2021a + b). Während das Sockenstopf-Event (Foto 20) auf eine Teilhabe neugieriger Interessierter auf Augenhöhe ausgerichtet ist und der Zielsetzung einer umfänglichen Vermittlung entsprechender Fertigkeiten verpflichtet ist, handelt es sich bei dem anderen Fallbeispiel um eine Schaureparatur, die völlig in den Händen und der Kontrolle des Fachspezialisten verbleibt. Das hat zwar erhebliche Konsequenzen für das professionelle Tun des Reparaturs. Es wird als öffentlich sichtbares Agieren vor den Augen zumeist interessierter Zuschauerinnen extrem verlangsamt und es bedarf vieler zusätzlicher Kommentierungen, in denen der Fachspezialist sein Tun schildert und das Einverständnis mit den Eigentümerinnen der zu reparierenden Dinge herzustellen sucht. Unmittelbare Fertigkeiten zum Reparieren werden so im Prinzip nicht vermittelt. Trotzdem ist die Inszenierung in der Lage, die grundsätzliche Möglichkeit der Reparatur anschaulich zu kommunizieren. Bis auf die zuletzt genannten zwei Fallbeispiele werden alle anderen genannten Events durch Bottom-up-Praktiken getragen. Im Falle der Reparatur-Events auf öffentlichen Festen liegt eine Kombination aus Bottom-up- und Top-down-Praktiken vor, weil die Inszenierung der jeweiligen Reparaturpraktiken –

wie in den Montagen ersichtlich ist – im erheblichen Maße von den Vorgaben des Einkaufsstraßenvereins beziehungsweise der Stadtverwaltung geprägt wird, die für die Organisation und den Ablauf der Feste hauptverantwortlich sind.

5.2.4 Praktiken des Upcyclings

Aufschluss über die Praktiken des kreativen Upcyclings geben auch hier die Schauplatzmontagen. Sie verdeutlichen, dass Upcycling weit voraussetzungsvoller und in der Regel auch zeitintensiver ist als das Tauschen und Teilen und oft auch als das Reparieren, zumindest für die Teilnehmerinnen solcher Events, Workshops oder gar Kurse. Upcycling-Praktiken basieren auf Fertigkeiten des Tuns, zusätzlich aber noch auf Eignungen des Adaptierens und, dies sind hier die zentralen Kompetenzen, auf Fertigkeiten des anleitungsbasierten Machens und des eigenständigen Kreativseins (Foto 21). Wie symmetrisch die Expertinnen-Laiinnen-Beziehung ausfällt, kann erheblich variieren. Veranstaltungen wie der in einer Schauplatzmontage berücksichtigte Näh-Workshop weisen in der Regel ganz unterschiedliche Beziehungsformen auf, die vor allem die jeweilige Workshop-Leitung handeln muss.

Foto 21: Upcycling (2020)



Quelle: Michael Jonas

Das reicht von Formen, in denen Besucherinnen vom Anfang bis zum Ende eines Workshops Schritt für Schritt leitend an die Hand genommen werden bis hin zu der Form, in der die Expertin nur dann in das eigenständige Arbeiten von Teilnehmerinnen helfend eingreift, wenn diese nicht mehr weiterwissen. Das hängt aber auch hier nicht unwesentlich mit den Fertigkeiten zusammen, die die Besucherinnen sol-

cher Events jeweils mitbringen. So finden sich in unserem Untersuchungsfeld offene Werkstätten, in denen sich Upcycling-Interessierte treffen, die bereits umfangreiche Maschinenkenntnisse und -fähigkeiten mitbringen und nur einer Grundeinführung in die Nutzung der vorhandenen Maschinen bedürfen. Der Zugang zu diesen zwar prinzipiell offenen Werkstätten wird daher durch die erwarteten Vorkenntnisse indirekt eingeschränkt. Dass aber auch im Fall nur marginal ausgebildeter Kompetenzen von Teilnehmerinnen die Interaktionsbeziehung trotz erheblicher Asymmetrien zwischen Expertinnen und Laiinnen zu einem kreativen Event für Letztgenannte werden kann, wird in der Montage *Schauen, zeigen und bohren* zum projektbezogenen nicht hierarchischen handwerklichen Lernen deutlich. Hier ist es vor allem auch die geringe Teilnehmerinnenanzahl, die das Schauplatzgeschehen prägt. Die geringe Anzahl von Besucherinnen erlaubt eine intensive Interaktion zwischen Expertinnen und Laiinnen auf Augenhöhe. Wenn sich beide Seiten darauf einlassen und damit umzugehen verstehen, entsteht ein intensives praktisches Lernerlebnis: Die Laiinnen eignen sich konstruktive und handwerkliche Fähigkeiten an, die Expertinnen werden inspiriert und schulen ihre sozialen Kompetenzen. Allerdings entstehen solche Mikro-Settings derzeit nicht selten als unfreiwilliges Ergebnis mangelnder Bewerbungsressourcen. Das heißt, dass Event wird breiter konzipiert, die Zahl der Teilnehmerinnen bleibt aber begrenzt. Das bedeutet, dass die geringen finanziellen und personellen Anleitungsressourcen der Workshops, die für ein geringeres Lernniveau vieler Teilnehmerinnen ausreichen würden, unintendiert für ein hohes Lernniveau weniger Teilnehmerinnen genutzt werden.

Praktiken des Upcyclings bestehen nicht nur vordringlich aus dem handwerklichen Tun und Machen, sondern sind, gerade dies verdeutlichen die Fallbeispiele, mitunter sehr kommunikationsintensiv – entweder um sprechend das Geschehen zu begleiten oder um in einen intensiven Aushandlungsprozess über das Konzept des Upcycling-Projektes mit dem jeweils anderen einzutreten. Nicht zuletzt zeichnen sich Upcycling-Praktiken durch einen stofflichen Umgang mit ausgewählten Materialien aus, die mit spezifischen Werkzeugen weiterverarbeitet und verändert werden und in die Kreation neuer, zumeist besonderer Alltagsgegenstände wie Bekleidungsstücke, Taschen, Möbel, Lampen oder anderes mehr einmünden. Hier geht es dann nicht nur um einen ressourcenschonenden und wertschätzenden Umgang mit den Materialien und gegebenenfalls auch Gegenständen, sondern auch um einen sorgsamen Umgang mit den jeweiligen Werkzeugen. Grundlegend folgen die Upcycling-Praktiken Regeln der Bottom-up-Organisation, wobei es in manchen Fällen wie dem Workshop ›Nähen für die ganze Familie‹, durchaus auch zu Kombinationen zwischen Bottom-up-Aktivitäten und Top-down-Förderungen kommt, die sehr erfolgreich sein können.

5.2.5 Praktiken der kreativen Herstellung

Praktiken des kreativen Tuns kommen vor allem in Schauplätzen vor, die in erster Linie durch die marktökonomische Interaktionslogik prefiguriert werden, auch wenn dies keineswegs zwingend der Fall sein muss. Geschäftsleute und Handwerkerinnen bieten Workshops zur kreativen Entfaltung an, die vor allem Mitglieder jener Milieus adressieren, die vergleichsweise über ein hohes Bildungskapital und meistens auch ein hohes ökonomisches Kapital verfügen. Oder solche Schauplätze werden wie im Fall der Parkletförderung durch die Stadt Wien (im Rahmen der Agenda 21-Programme),

bezuschusst und es finden sich Akteure, die den Bau des Parklets als Workshop organisieren, der beispielsweise Asylsuchende adressiert. Wie dem auch sei, auf alle Fälle unterscheiden sich Praktiken des Kreativseins ganz erheblich von den anderen Praktiken. Denn im Gegensatz zu diesen sind sie in der Regel auf die Bearbeitung neuer, am Markt erworbener Materialien ausgerichtet und eben nicht auf die Weiternutzung von Dingen, auf die Reparatur schadhafter Objekte oder auf das Upcycling vorhandener Materialien, die wiederverwendet werden. Nichtsdestotrotz zählen bestimmte Praktiken des Kreativseins zu den Praktiken des DIY-Urbanismus, weil es in ihnen – darin ihren nachhaltigeren Pendanten, den Upcycling-Praktiken, ähnlich – genuin um die interaktive und kommunikationsintensive Vermittlung von überwiegend komplexen Fertigkeiten und Fähigkeiten eines sorgsamsten Umgangs mit den Dingen und den involvierten Menschen geht.

Foto 22: Kreatives Lampenbauen (2020)



Quelle: Michael Jonas

Sowohl bei Upcycling- als auch bei Kreativ-Workshops können die Komplexität und Vielzahl nutzbarer, austestbarer oder erlernbarer Fertigkeiten und Kompetenzen kanalisiert beziehungsweise eingeschränkt werden. Bezogen auf Praktiken der Kreativität ist das etwa der Fall, wenn in den Workshops eher standardisierte Arbeitsschritte vorgesehen sind, denen alle Teilnehmerinnen mehr oder weniger folgen sollten, wenn sie das zu erschaffende Objekt mit den zur Verfügung gestellten Materialien und Werkzeugen herstellen wollen. Hinzu kommt also, dass auch hier wie beim Upcycling das Erschaffen und Erzeugen solcher Dinge angestrebt wird, denen die Teilnehmerinnen einen besonderen Wert zumessen, ohne dass dieser zwingend von marktwirtschaftlichen Bewertungspraktiken berührt werden muss. Wie vor allem die

Schauplatzmontage *Siebdrucken* zeigt, ist auch hier der sorgsame Umgang mit den beteiligten Menschen, den Materialien und den Werkzeugen üblicherweise in der Regel integraler Bestandteil der Praktiken.

Mitunter werden aber auch in solchen Workshops schon vorhandene Materialien mit neu angeschafften Materialien vermischt, um etwas Neues wie eine Lampe anzufertigen (Foto 22). Spätestens dann verschwimmt die Grenze zwischen Upcycling-Praktiken und Kreativpraktiken immer mehr und das weist darauf hin, dass diese Unterscheidung in der Wirklichkeit gewissermaßen eher Pole eines Spektrums auszeichnet als tatsächlich trennscharfe Grenzziehungen zu markieren. Wie ein Workshop-Leiter ausführte, gehe es vor allem darum, dass die Teilnehmerinnen im »künstlerischen Kreativsein nebenbei lernen, ihr Leben zu gestalten, ihr Leben als gestaltbar« zu erfahren. Da folglich Praktiken des Kreativseins erhebliche Ähnlichkeiten mit den Upcycling-Praktiken aufweisen können, mögen diese eher knappen Ausführungen an dieser Stelle genügen.

5.2.6 Praktiken des Kommunizierens

Zuletzt geht es schließlich um solche Praktiken, in denen es im Gegensatz zu den zuvor fokussierten nicht um das aktive Tun geht, sondern dem praxistheoretischen Kanon folgend, vornehmlich um das Sagen oder das Sprechen. Die Rede ist also von Praktiken des Kommunizierens, in denen es in erster Linie darauf ankommt, zentrale Aspekte der Phänomene des Reparierens und Selbermachens an Interessierte visuell oder verbal weiterzuvermitteln.

Es dürfte aus den bisherigen Ausführungen deutlich geworden sein, dass non-verbale und verbale Kommunikationsformen immer auch Bestandteile der bislang thematisierten Praktiken darstellen. Wesentlich ist aber, dass diese Formen die betreffenden Praktiken nicht dominieren, sondern als Begleitung des gegenständlichen Tuns dienen. Bei den nun thematisierten Praktiken ist dies nicht der Fall. Sie kommen folglich in anderen Settings zum Zuge, wie es dies beispielhaft die Schauplatzmontage *Objekte ausstellen* illustriert. Teilnehmerinnen an diesem oder an vergleichbaren Events wie Ausstellungen in Museen, in denen ebenfalls thematische Aspekte des Reparierens und Selbermachens im öffentlichen Raum kuratiert werden, oder ein von der Stadt organisiertes Grätzloosenfest, zu welchem Bürgerinnen eingeladen wurden, die sich in den Agenda 21-Projekten engagierten und Parklets aufgebaut haben, oder auch die Teilnehmerinnen eines Crowd-Funding-Events wollen sich informieren oder feiern. Sie wollen bei diesen Gelegenheiten aber nicht in Praktiken des Reparierens oder Selbermachens einsteigen. Die hier thematisierten Kommunikationspraktiken erfordern deshalb keine handwerklichen Fertigkeiten. Und es gibt eine Reihe von Anlässen, in denen diese Praktiken auf die eine oder andere Weise asymmetrischer strukturiert sind als die anderen zuvor diskutierten Praktiken. Auf der einen Seite stehen in der Inszenierung dieser Praktiken jene Akteure und Positionierungen, die ihre Informationen und Botschaften weitervermitteln wollen. Auf der anderen Seite stehen die interessierten Adressatinnen, die diese Informationen und Botschaften rezipieren wollen, ohne dass es beispielsweise über ein gemeinsames Tun zu wechselseitigen Erfahrungsaustauschen zwischen der einen und der anderen Seite kommt, wie das etwa in der Inszenierung mancher Reparaturpraktiken sowie vieler Upcycling-Praktiken und Kreativitätspraktiken der Fall ist. In manchen Fällen gehen Praktiken des Kom-

munizierens auch Verbindungen mit den unterschiedlichen handwerklichen Praktiken ein, wie das beispielsweise bei Schaureparaturen oder bei Schau-Events über die besondere Qualität einer Objektveredelungstechnik wie beim Kintsugi der Fall ist. In diesen Fällen nähern sich die asymmetrisch ausfallenden Strukturierungen der handwerklichen Praktiken an die asymmetrische Strukturierung der kommunikativen Praktiken an, sodass die besondere Qualität gemeinschaftlich inszenierbarer und erfahrbarer Praktiken der Reparatur oder des Upcyclings kaum mehr sichtbar ist und zu erodieren droht. Nichtsdestotrotz haben aber solche Kombinationsverhältnisse sowie auch die besagten Kommunikationspraktiken nicht nur ihre eigene empirische Relevanz, sie können sich auch sehr fruchtbar auf die Inszenierungen andersgearteter Praktiken und Schauplätze des Reparierens und Selbermachens auswirken, in denen das gemeinsame Tun und Erleben im Zentrum stehen. An diesem Punkt angekommen gilt es abschließend nun danach zu fragen, ob sich die Familie der hier diskutierten Praktiken trotz ihrer Unterschiede auf der Grundlage ihrer Ähnlichkeiten genauer bezeichnen lässt.

5.2.7 Gemeinsames Erhalten – Kern der Einzelpraktiken des DIY-Urbanismus

Ungeachtet der oben dargestellten Vielfalt steht im Zentrum aller Einzelpraktiken des DIY-Urbanismus der sorgsame und praktische Umgang mit Artefakten, Materialien und Werkzeugen, der entweder vorrangig in vergemeinschaftenden oder vorrangig in vergesellschaftenden gemeinwohlorientierten Sozialbezügen stattfindet. Das gilt für das Reparieren in Reparaturcafés oder bei Stadtfesten ebenso wie für das Upcycling in Workshops, für das Tauschen in Tauschboxen oder auf Flohmärkten, das Re-Use in Materiallagern sowie das Kreativsein in Workshops oder offenen Werkstätten und vermittelt auch für das Kommunizieren spezifischer Aspekte des Selbermachens und Reparierens im öffentlichen oder halböffentlichen Raum. Alle dargestellten Einzelpraktiken des Reparierens und Selbermachens weisen diese beiden allgemeinen Eigenschaftsbündel des Agierens auf: Sorgsamkeit im Objektumgang sowie Gemeinwohlorientierung in der Qualität der Sozialbeziehungen. Wir bezeichnen sie daher unabhängig vom jeweiligen Kreativitätslevel als *Praktiken des gemeinsamen Erhaltens*. Praktiken mit dieser Grundqualität sehen wir als Kernpraktiken des DIY-Urbanismus an, denen unter bestimmten Bedingungen wichtige Transformationspotentiale innewohnen.

Durch diese Doppel-eigenschaft (Sorgsamkeit und Gemeinwohlorientierung) grenzen sich alle untersuchten Einzelpraktiken des DIY-Urbanismus sowohl vom individuellen Hobby-Handwerken, das in der Sphäre der privaten Lebensführung verortet ist und mitunter kommerzielle Material- und Kursangebote nutzt, als auch vom rein kommerziellen Reparieren und Erhalten, wie es auch in unserem Untersuchungsfeld von marktwirtschaftlichen Akteuren in Form von Dienstleistungen angeboten und durchgeführt wird, ab. Zwar sind auch die individualhaushaltlich und kommerziell eingehegten Erhaltungspraktiken wie die gemeinwohlorientierten Praktiken gemeinsamen Erhaltens teleoaffektiv auf das aktive Erhalten von Material, Werkzeugen und Artefakten gerichtet: »[M]aintenance practices centre object care: typically, they are about the conservation and preservation of things« (Gregson et al. 2009: 251). Auch in den individualhaushaltlichen und in den rein kommerziellen Praktiken geht es darum, im Alltag bewährten konkreten Mensch-Ding-Bezügen durch ein spezifisches Tun zumindest mittelfristig Dauer zu verschaffen und damit eine als praktikabel be-

ziehungsweise schön erlebte sozialökologische Ordnung zu erhalten. Sie lassen sich aber ohne Weiteres in die Logik des Massenkonsums rückbinden, da sie entweder das kleinräumige soziale Umfeld nicht verlassen oder ohne kommerzialisierte Rahmenbedingungen nicht auskommen. In den Praktiken des gemeinsamen Erhaltens geht es hingegen über die einzelne Objekterhaltung hinaus darum, Dinge und die mit ihnen umgehenden Menschen durch gemeinsame Aktivitäten und Wissensaustausch zu schützen, zu pflegen und schonend mit ihnen umzugehen sowie zusätzlich dazu auch dafür passende materielle und sozialräumliche Rahmenbedingungen menschlichen Lebens zu sichern beziehungsweise zu schaffen. Die Praktiken gemeinsamen Erhaltens stellen also nicht nur Dinge und Materialien auf Dauer. Im Unterschied zu innerfamiliären und kommerziell eingehegten Erhaltungspraktiken schaffen oder erhalten Praktiken des gemeinsamen Erhaltens auch gesellschaftlich notwendige Orte, die zu solchen Praktiken einladen. Und sie schaffen beziehungsweise fördern zugleich solche sozialen Beziehungen, die Menschen zur Teilnahme an Praktiken des gemeinsamen Erhaltens befähigen. Durch diese Zusatzeffekte von gemeinsamen Erhaltungspraktiken, die eben nicht nur auf die einzelne Mensch-Objekt-Beziehung gerichtet sind, sondern die sozialmateriellen Kontexte verändern, können indirekt auch individualhaushaltliche Aktivitäten in neue, nicht kommerzielle Zusammenhänge eingebettet werden. Dies bedarf allerdings zusätzlicher Bedingungen.

Praktiken des gemeinsamen Erhaltens wirken in Richtung des gemeinwohlorientierten Umgangs, indem sie quasi als unabdingbaren Nebeneffekt eine eigene Qualität sozialer Räume schaffen, in denen mit entsprechenden Aktivitäten experimentiert werden kann. Dieser Befund zu den räumlichen Effekten von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens trifft sich mit Überlegungen des Autorinnenteams um Baier. Dieses kennzeichnet die in diesen Praktiken entstehenden Räume als »bewusst kuratier- te Hybridräume zwischen Werkstatt, Fabrik, Labor, Studio und Office« (Baier et al. 2016b: 57), aber auch als temporäre Orte wie Camps oder Container. Die Autorinnen betonen die spezifischen Atmosphären der in den Erhaltungspraktiken entstehenden Räume, die durch Sachlichkeit und Funktionalität, Miteinander und Spiel sowie Interaktion und Kooperation geprägt sind (ebd.).

Praktiken des gemeinsamen Erhaltens weisen zudem über das einzelne Erhaltungsprojekt hinaus, indem sie im besonderen Maße Sozialisierungseffekte auslösen (können). Voraussetzung dafür ist, dass sie möglichst friktionslos inszeniert werden, also auftretende Störungen und Widersprüchlichkeiten produktiv wenden können und die Aktivitäten ihrer Teilnehmerinnen auf das gemeinsame Erhalten ausrichten. Das setzt die Bereitschaft der Teilnehmenden solcher Praktiken voraus, sich selbst von deren impliziten und expliziten Verhaltensregeln und von ihren teleoaffektiven Lektorientierungen anleiten zu lassen, abgesehen von den jeweiligen praxispezifischen Fähigkeiten, die sie mitbringen oder zu erlernen bereit sein müssen. Die Teilnehmerinnen, die sich in den Vollzug gemeinsam erhaltender Interaktionsabläufe hineinbegeben, bekommen damit nicht nur Möglichkeiten sich selbst zu entwickeln. Ihre Aktivitäten spannen damit zugleich eine den Schauplätzen eigene temporäre Wirklichkeit auf, die sich in interaktiv gewonnenen, gemeinsamen Fertigkeiten und Überzeugungen sowie gemeinsam geteilten Wissensbeständen äußert.

Die während der Realisierung von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens angestoßenen Sozialisationsabläufe enthalten demnach zum einen Momente der Persönlichkeitsbildung und der sozialen Integration der Teilnehmerinnen »durch Übernahme

von vorgelebtem Handlungswissen und/oder Nachahmung bestehender Handlungspraxen« (Grundmann 2014: 118). Zum anderen bringen diese Abläufe als Bestandteile der interaktiven und interobjektiven Praktikenvollzüge Neues hervor, nämlich praktische Alternativen zu den ressourcenvernutzenden, nicht nachhaltigen Konsumtions- und teils auch Herstellungspraktiken, die in der Wegwerfgesellschaft hegemonial sind. Eine derartige praktikeninhärente Sozialisation hat als prozessuales Erleben auf Seiten der Teilnehmerinnen zum einen das Potential, deren konkretes Welterleben und deren individuelle Entwicklung zu beeinflussen, zum anderen bringt sie »zugleich im konkreten Miteinander stets aufs neue soziale Wirklichkeiten hervor, die sich als soziale Umwelten unmittelbar auf das ›Er-Leben‹ der beteiligten Akteure auswirken« (ebd.). Und schließlich können Praktiken gemeinsamen Erhaltens nicht nur innerhalb von homogenen Teilnehmerinnengruppen wirken, die sich aus gleichen oder ähnlichen gesellschaftlichen Milieus zusammensetzen. Wenn sie allgemeine milieuübergreifende Attraktivität aufweisen, die es ermöglicht, dass im Praxisvollzug temporär neue Erfahrungsräume entstehen können, in denen milieuspezifische Barrieren und Grenzziehungen überwunden werden, so wirken sie im konkreten Tun als sozial integrierend.

Inwiefern es gerechtfertigt ist, von diesen prinzipiellen Qualitäten des sorgsam Objektumgangs und der gemeinwohlorientierten Raum(um)gestaltung und Sozialisation in nachweisbaren einzelnen Fällen von Erhaltungspraktiken auszugehen, ist keine kategoriale, sondern eine empirisch offene Frage. Ihre Beantwortung hängt dabei nicht nur von den jeweiligen Erhaltungspraktiken ab, die in den einzelnen Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens zum Zuge kommen. Wie wir sehen werden, hängt sie gleichfalls davon ab, wie stark und in welcher Weise dazu unabdingbare Orte, Objekte und Akteure in das schauplatzspezifische Geschehen eingebunden sind.

5.3 Orte des gemeinsamen Erhaltens

Das Geschehen in den Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens findet in bestimmten räumlichen Settings statt, deren unterschiedliche Ausprägungen bereits in der Typologie der Interaktionsorte deutlich geworden sind. Solche sozialräumlichen Kontexte dienen den oben dargestellten vielgestaltigen Praktiken zu ihrer Entfaltung und um vielfältige Beteiligte anzusprechen. Wir haben diese räumlichen Settings als Interaktionsorte des DIY-Urbanismus bezeichnet und benennen sie nun nach der ihnen allen gemeinsamen Funktion als *Orte gemeinsamen Erhaltens*. Neben den Praktiken des gemeinsamen Erhaltens sind es diese spezifischen räumlichen Settings oder Orte, die zentrale Bestandteile der komplexen Schauplätze des Reparierens und Selbermachens sind. Ihre Zwecke und Funktionen, ihre Beschaffenheiten und Ausgestaltungen, ihre Zugänglichkeiten und Lagen sowie weitere Aspekte sind genuine Bestandteile des Geschehens und ermöglichen die Ausübung der jeweiligen Praktiken auf unterschiedliche Weise. Wir begreifen solche Räume gemeinsamen Erhaltens als Orte, die in ganz spezifischer Weise gestaltet sowie mit ganz spezifischen materiellen Objekten ausgestattet sind. Dadurch werden sie mit Bedeutungen und Offerten versehen, die ihre Nutzungsweisen und die Wahrnehmungen ihrer Besucherinnen in Richtung des gemeinsamen Erhaltens prefigurieren. Die analysierten Orte haben durch ihre Gestaltung sowie durch ihre städtische Lage einen maßgeblichen Anteil daran, ob und wie anwesende Akteure im Sinne des DIY-Urbanismus agieren können und wie sie sich dabei fühlen, wenn sie sich in Praktiken des gemeinsamen Erhaltens engagieren. Vor

allem dies sind die Gründe, warum wir ihre doppelte Qualität als Interaktionsorte sowie als Orte gemeinsamen Erhaltens betonen.

Im hier relevanten Diskurs ist dieser Aspekt nicht neu. Bradley, an deren Ausführungen wir uns hinsichtlich der Praktiken des Teilens angeschlossen haben, und Daniel Pargman (2017) haben beispielsweise grundlegende Aspekte von Orten des DIY-Urbanismus herausgearbeitet, die sie analog zu den genannten Praktiken des Teilens als Gemeingüter begreifen. Ausgangspunkt für die Konstruktion dieses Idealtypus stellt für Bradley (2015) das Parklet dar. Es gilt ihr als das urbane Mikro-Gemeingut, das von Akteuren aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären inszeniert und gemanagt werden kann, »though on the condition that it is open to anyone and reserved for non-commercial activities« (Bradley 2015: 96). Idealtypisch basieren Orte wie dieser Bradleys Sichtweise zufolge auf einer Kombination menschlicher und nicht menschlicher Ressourcen. Sie weisen Prozesse des materiellen Verbrauchs sowie der Akkumulation von Fertigkeiten auf. Zudem zeichnen sie sich durch einen niedrigschwelligen Zugang aus und beinhalten implizite oder explizite Nutzungs- sowie Kontrollregeln, die ihre inklusionsorientierte Nutzung sicherstellen (ebd.).

Dies sind ohne Zweifel Aspekte, die in die Analyse der unterschiedlichen Schauplätze einzuschließen sind. Allerdings fällt auf, dass Bradleys räumlicher Idealtypus keine aussagekräftigen Aspekte enthält, die sich auf die sachlichen Dimensionen von Praktiken des Erhaltens beziehen. Das mag daran liegen, dass Bradleys Paradebeispiel, das Parklet, primär einen Interaktionsort des Verweilens darstellt, und nur sekundär einen Ort zur Ausübung von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens. Zudem fehlen in diesem Typus auch jene Aspekte, die sich auf die unterschiedlichen Dinge und Materialien beziehen, um die es in den meisten Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens geht. Zusätzlich kommt zumindest in unserem Untersuchungsfeld hinzu, dass es keine Parklets jenseits politikbestimmter Rahmenbedingungen gibt. Parklets in *Wien* werden auf der Grundlage einer behördlichen Genehmigung im Rahmen von Agenda 21-Maßnahmen errichtet. Parklets in den beiden Stadtteilen sind somit, auch wenn sie in der öffentlichen Sphäre verortet sind und von Akteuren aus der lokalen Wirtschaft oder von Privatpersonen errichtet werden, primär in der Sphäre der Politik und Verwaltung verankert. Das Parklet und der daraus von Bradley abgeleitete Idealtypus sind also in unserem Kontext nur bedingt tauglich, um allgemein charakteristische Merkmale von Orten für Praktiken des Erhaltens herausarbeiten zu können. Wenden wir uns daher den Orten des DIY-Urbanismus in unserem Untersuchungsfeld zu.

Die hier berücksichtigten nähräumlichen Orte des Reparierens und Selbermachens weisen in ihrer Ausgestaltung und Ausprägung vielfältige und unterschiedliche Formen auf, die sich entlang unterschiedlicher Aspekte illustrieren lassen. Entstanden sind erstens Werkstätten, Geschäftslokale und Schauräume für vornehmlich ökonomisch orientierte Aktivitäten, die Praktiken des gemeinsamen Erhaltens einschließen (können). Geschaffen wurden zweitens Treffpunktlokale, Orte des Tauschens, Vereinsräume und Werkstätten für diverse Erhaltungspraktiken sowie temporär nutzbare Räumlichkeiten etwa in karitativen Sozialorganisationen oder von den Gebietsbetreuungen, die primär auf eine inklusionsorientierte Publikumswirksamkeit sowie auf sozialintegrative und persönliche Sinnstiftung setzen. Und drittens entstanden Orte wie die Grätzloasen und Parklets, in denen ein »urban branding« mit publikumsorientierten Aktivitäten der persönlichen Sinnstiftung oder der ökonomischen Geschäftserzielung kombiniert werden.

Simeon Hassemer

Kostenloses Reparieren

Das Bezirksfest ›Wir in Ottakring und Penzing, Vereine stellen sich vor‹ findet an der Endstelle der U3 Ottakring statt. An diesem Platz ohne Namen und bezirksgeografischen Mittelpunkt versuchen nicht nur politische, ökonomische sowie gemeinnützige Initiativen und Netzwerke in *Ottakring* ein »*einzigartiges, wiedererkennbares*« Zentrum für die Bezirks- und Stadtbevölkerung zu schaffen. Vor allem die Bezirksvertretungen von *Ottakring* und *Penzing* sowie einige Magistrate engagieren sich hier einflussreich mit mannigfaltigen Zielen an der Ausrichtung des Bezirksfestes. Hier entfaltet sich das Fest jährlich an einem breiten, öffentlichen Platz und beinhaltet üblicherweise Stände mit Zelten und Bierbankgarnituren, Fahnen, gespendete Attraktionen wie Kletterwände von lokalen Großunternehmen und Bühnen mit Licht- und Tonanlage, die für einen Tag dauerhafte Essstände, Wasserspender und sanitäre Anlagen umschließen.

Eigentlich nehmen an dem Bezirksfest Vereine teil. Nebo und Vesna haben aber als Kleinunternehmen einen Pavillon aufbauen können, indem sie sich ein halbes Jahr vor dem Event auf Eigeninitiative bei dem verantwortlichen Magistrat für einen Stellplatz registrieren konnten. Möglich wurde das durch eine persönliche Kontaktperson im Magistrat, die die Beiden überzeugen konnten, kostenloses Reparieren als eine sachliche Erweiterung der Veranstaltung einzubringen, um weitere Bevölkerungsgruppen zu erreichen. In die Bewerbung des Festes wurden sie aber nicht eingebunden, sodass sie mit eigenen Flyern, Meldungen und einem Newsletter-Beitrag eines lokalen Netzwerkes ihre Veranstaltung am Fest bewerben mussten.

Am Bezirksfest – zwischen den vielen Zeltständen – präsentiert sich Vesnas und Nebos Stand eher unscheinbar in matten Grau- und Orangetönen. Der Pavillon ist zu zwei Flaniergängen offen. Eine Seite des Pavillons ist durch defekte Haushaltsgeräte auf einer Bierbank, durch einen Sitzplatz für ihr Kind sowie den Familienhund und durch einen Kühlschrank besetzt. Die andere Seite ist durch einen Werkbankbereich zugestellt. Außerdem bietet ein Anmeldungs- und Wartebereich mit Kaffeetisch und Stühlen eine Sitzgelegenheit. Das Inventar im Zelt (aber auch außerhalb wie Fahnen und Infoständer) ist teilweise mit Werbung des Kleinunternehmens versehen. Vesna und Nebo tragen zudem Buttons an ihren Klamotten, die ihr Motto ›Da schau her, free repair‹ streuen.

Im Verlauf des Festes schenken die Beiden elektronischen Haushaltsgeräten wie einem Staubsauger, einer Kaffeemaschine oder einer Herdplatte auf der Werkbank manchmal gleichzeitig, abwechselnd oder nacheinander Aufmerksamkeit. Dabei werden die Geräte zum Teil von Menschen aus ganz unterschiedlichen Wohnbezirken in den Pavillon gebracht, die einerseits im Geschäft von Nebo und Vesna oder im Newsletter des Reparaturnetzwerkes vom Angebot kostenlosen Reparierens erfahren haben. Andererseits werden die Haushaltsgeräte aber auch von Festbesucherinnen, Bekannten oder Freundinnen gebracht. Zusätzlich haben Vesna und Nebo verschiedene Haushaltsgeräte aus ihrem Geschäft mitgebracht, um die sie sich als »*quasi unechte Kunden*« kümmern.

Am Werkbanktisch sucht Nebo nach Fehlern: Immer wieder wendet er Geräte, schaut und fühlt oder testet elektronische Spannungen. Er hebt, schraubt und lötet behutsam an den Geräten. Sorgsam tastet er immer wieder Einzelteile je nach Beschaffenheit mit Fingern oder Händen ab. Manchmal nähert er aber auch die Handflächen oder -rücken erhitzten Elektrogeräten und hört ihren mechanischen Geräuschen vorgebeugt zu. Die Standbesucherinnen, die ihr Haushaltsinventar zum Zelt gebracht haben, nehmen oftmals am Kaffeetisch Platz und verharren nur selten bei Nebo und der Werkbank. Andere lassen ihre Kummerdinge bei Nebos zurück und erledigen Einkäufe oder flanieren über das Fest, um nach einer Weile die Geräte dankend abzuholen.

Vesna nimmt die Geräte an, begrüßt ihre Trägerinnen, registriert sie und das jeweilige Gerät in einem Aufnahmebogen, fotografiert den Stand, die Haushaltsgeräte sowie Nebos Reparierversuche. Außerdem spricht sie potentiell Interessierte an, die an den Zeltgrenzen in das Zelt oder auf Werbeplakate blicken. Hierbei bietet sie etwa zuvorkommend ihre Hilfe an, reicht Flyer oder nimmt Blickkontakte auf, woraufhin die Festbesucherinnen kurz verweilen oder sich vom Zelt mit gesenktem Kopf distanzieren.

Auch wenn das Bezirksfest einen breiten Rahmen für Nebo und Vesna liefert, der die Rolle des Zuschauens mit dem Zelt hervorhebt, erreicht das Stand-Event nur im geringen Maße Teilnehmerinnen. Die Zuschauenden der Zeltumwelt gehören verschiedenen Altersgruppen und Milieus an. Dagegen sind die, die defekte Geräte in den Pavillon bringen, überwiegend Frauen zwischen 50 und 65 Jahren. Überwiegend rechnen sie sich selbst und einander zu einer »Generation«, für die »Reparieren selbstverständlich« gewesen sei und möchten teils Haushaltsgeräte als Familienerbstücke erhalten. Als positive Zuschreibung begreifen sie sich als »altmodisch in mancher Hinsicht«. Manche verstehen sich selbst wiederum als »ein bissl öko und natürlich und so«, haben vor wenigen Jahren in ein Markenprodukt investiert und verknüpfen das mit der Präferenz das »Wegschmeißen von Dingen vermeiden« zu wollen. Gleichsam setzen sie sich vom »Normalo« ab, weil sie sich einen »Mehrkostenaufwand« zum »Reparieren lassen« im Gegensatz zur »Wegschmeißerei« und »Neu kaufen« leisteten. Außerdem haben sie nicht mit einem Straßenfest gerechnet, als sie für das kostenlose Reparieren den Stand aufsuchten. Jedoch finden auch verletzlichere Gruppen den Stand: Eine Festbesucherin etwa, die nach mehrfacher Migration in *Ottakring* wohnt, beschreibt das Angebot als glücklichen Zufall, der für den Erhalt ihrer Herdplatte gesorgt habe.

Nebo spricht begleitend zu seinen Zuwendungen und über die Zustände der Geräte vor Zuschauenden außerhalb des Pavillons. Für die Zuschauenden wird damit kommentiert, was sie beim Reparieren einer Kaffeemaschine sehen können: »Das Wasser läuft nicht von oben durch.« Er schließt aber auch Reparaturaufgaben ab oder eröffnet sie mit Kommentaren wie »Tada, jetzt testen wir mal.« Dann appelliert er an die Aufmerksamkeit verfügbarer Anwesender: »Da schau, es funktioniert.« Durch diesen Begleitsprech werden Handlungsketten des Reparierens explizit und der anhaltende Fluss von Nebos Tun erhält zumindest flüchtig unterhaltende Qualitäten für Flaneurinnen.

Foto 23: Kommentiertes Reparieren (2018)



Quelle: Vesna Gizdavic

Auch im Zelt kommentiert Nebo vor Kundinnen während seines Handgewimmels, was eigentlich sehbar ist: »Ich glaub, da drin ist Schmutz.« Oder: »Es dreht sich eigentlich von selbst.« In Äußerungen wie »Na, lassen sie das« schränkt er potentiell eigenmächtiges Tun der Kundinnen ein und kündigt vorausschauend Aktivitäten und Aufgaben an: »Wir werden nun.« Mit Fragen wie: »Darf ich?« oder: »Also zwei?« bringt er explizit Einverständnisse hervor, um an den Kummerdingen Eingriffe vornehmen zu dürfen und nimmt eigene Körperbewegungen explizit zur Kenntnis: »Ich beule das Ende aus und setze es dann wieder ein.« Die Bildung von Einverständnissen ermöglicht jedoch auch alternative Rahmungen der Tätigkeiten durch die Zuschauerinnen: »Es ist kniffliger« oder: »Die Umstände hier sind schwierig, weil ein Wind geht«, um das Reparieren zu beeinflussen oder abzubrechen: »Ich packs [...], heut gibt's kein Galileo-Effekt mehr.«

Die Teilhabe an solchen Einverständnissen bedarf allerdings komplizierter, körperlicher Aktivitäten: Verbale Ankündigungen solcher Tätigkeiten gelingen etwa durch das bemerkbare Aufrichten von Körpern, wenn Nebo freundlich auffordert sich vom Kummerding zu lösen. Das subtile Einleiten von Rückgaben kann aber auch durch das Platzieren von Taschen auf der Werkbank gelingen. Gerade das Beharren auf Einverständnissen beim Reparieren kann wiederum durch das Draufhalten der Hand auf dem Gerät markiert werden.

Nun wird das Reparieren durch das Kommentieren drastisch verlangsamt, wodurch die Langsamkeit des Kümmerns um Dinge vor Zuschauerinnen sichtbar wird. Das Thema der Dauer wird allerdings erst explizit, wenn Menschen in die Reparatur im Zelt verwickelt werden, die in weiteren alltäglichen Besorgungen eingebunden sind. Gudrun (50 Jahre) möchte etwa ihren Staubsauger in zwei Stunden abholen und derweil einkaufen. Und Erika (60 Jahre) erklärt nach mehr als einer Stunde gemeinsamer Suche nach Fehlern an einem Dörrgerät, sie »habe noch etwas zu tun heute« und wolle ihn auch nicht aufhalten.

Ungeachtet der konkreten Form der analysierten Orte gemeinsamer Erhaltungspraktiken, konnten wir drei fallübergreifende Dimensionen herausarbeiten, die solche Orte dazu befähigen zu Schauplätzen des DIY-Urbanismus zu werden. Dies sind erstens die soziomateriellen Gegebenheiten und Ausstattungen des jeweiligen Interaktionsortes, die wir als soziomaterielle Interieure bezeichnen. Dies sind zweitens die Inszenierungen der Orte in den sozialen Medien wie vor allem dem Internet, die wir als virtuelle Interieure bezeichnen. Und das sind drittens die jeweilige Einbettung und Lage der Orte des gemeinsamen Erhaltens im Stadtraum.

Unsere Analyseergebnisse lassen sich darauf aufbauend zu der These verdichten, dass sich die empirisch auffindbaren Orte nicht notwendigerweise nach der Norm der ausschließlichen Gemeinwohlorientierung und den in jedem Einzelfall offenen Zugang für alle gestaltet sein müssen, um sich als Teil von Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens zu erweisen. Vielmehr muss ihr soziomaterielles Interieur zumindest die jeweils an spezifischen Praktiken Interessierten erfolgreich zu Praktiken des Erhaltens einladen. Dies schließt die zunehmend professionelle Gestaltung von darauf gerichteten virtuellen Interieuren ein. Und schließlich benötigen erfolgreiche Orte gemeinsamen Erhaltens eine im Stadtraum gut eingebettete Lage, die für die Organisatorinnen ökonomisch leistbar und für Interessentinnen gut sichtbar sowie zugänglich ist. Diesen drei Aspekten von Orten des gemeinsamen Erhaltens gehen wir nun genauer nach.

5.3.1 Soziomaterielle Interieure und Atmosphären

Die Diskussion der unterschiedlichen Typen von Interaktionsorten (Kap. 4) hat deutlich gemacht, dass nur einige der Fallbeispiele genuin für die Ausübung von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens geschaffen wurden, also dafür, dass dort in erster Linie etwas gemeinsam geteilt und getauscht, wiederverwendet, repariert, aufgewertet oder kreativ erzeugt werden kann. Das trifft zwar direkt auf die Tauschbox, die offenen Bücherschränke oder die nicht kommerziellen offenen Werkstätten zu. Das trifft, wenn auch nur bedingt, auf kommerzielle offene Werkstätten, das Materiallager oder das flohmarktähnliche Sozialkaufhaus einer karitativen Einrichtung zu, teils auch auf galerieartige Schauräume, kunsthandwerkliche Werkstätten oder Räumlichkeiten zivilgesellschaftlicher Initiativen, die zumeist nur geringfügig adaptiert werden müssen.

Zusätzlich zu den schon genannten Orten gibt es in einem der beiden Stadtteile zudem ab dem Jahr 2019 eine Hochgarage, die für Projekte des DIY-Urbanismus genutzt und in der unterschiedliche Schauplätze des Reparierens und Selbermachens ihre Heimat finden können. Da sie sich für die heutigen größeren Automobile als zu eng erwies, wird sie im Jahr 2022 abgerissen. Bis dahin kann sie Dank der Einwilligung des Privateigentümers und mithilfe städtischer Fördermittel zwischengenutzt werden. In den Lockdown freien Sommermonaten im Jahr 2020 konnten Umbauarbeiten durchgeführt, Anwohnerinnen konnten mittels Urban Gardening vor der Hochgarage in die Umgestaltung eingebunden und GraffitiKünstlerinnen konnten die Wände nach ihren Vorstellungen gestalten. Auch eine queere Fahrradreparaturwerkstatt fand anschließend Platz in diesem Projekt. Geplant sind weiterhin umfangreiche Projekte des Urban Gardening sowie die Einrichtung einer Holzwerkstatt, die von ei-

ner im Bezirk vertretenen Sozialorganisation errichtet werden soll, in deren Werkstätten am Arbeitsmarkt schwer vermittelbare Jugendliche arbeiten.

Sehen wir von diesem temporär begrenzten Interaktionsort ab, in dem Schauplätze des Reparierens und Selbermachens ohne Adaptionen entstehen können, dienen viele der untersuchten Orte überwiegend anderen Zwecken und Funktionen und zwar unabhängig davon, in welchen gesellschaftlichen Sphären sie maßgeblich verortet sind und welche Interaktionslogiken das Agieren entscheidend prägen. Ihre Beschaffenheiten und Ausstattungen vermitteln folglich nur bedingt Bedeutungen und Wahrnehmungsofferen, die für Inszenierungen von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens förderlich sind und die von den involvierten Akteuren im günstigen Fall dafür als angenehm und anziehend empfunden werden. Nur in Ausnahmefällen können solche Orte mühelos in Schauplätze des Reparierens und Selbermachens umgewandelt werden (Foto 24). Dies gilt vor allem dann, wenn ihr Interieur einerseits so offengehalten ist, dass es sich auch für die Inszenierung von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens eignet, andererseits aber auch so spezifisch gestaltet ist, dass es dem Geschmack der zu rekrutierenden Besucherinnen oder Teilnehmerinnen entsprechen kann. Das trifft etwa auf Cafés, Szenegaststätten oder galerieartige Räume zu, in denen Kreativ- oder Upcycling-Workshops durchgeführt werden oder auf Räumlichkeiten der offenen Jugendarbeit wie im Fall von Mädchencafés.

Foto 24: Interieur einer Druckwerkstätte (2020)



Quelle: Michael Jonas

Oder es betrifft Werkstätten, deren Interieure so angeordnet sind, dass sie ohne Umschweife in workshopartige Schauplätze umgenutzt werden können. Eine Siebdruckwerkstatt, die in einem ehemaligen Wirtshaus untergebracht ist, ist hierfür ein Beispiel. Wesentlich für die Funktionalität der Werkstatt ist der über zehn Meter lange, in

Eigenarbeit erbaute Siebdrucktisch, auf dem sonst lange Stoffbahnen künstlerisch und profitabel bedruckt werden können. In den Zeiträumen, in denen hier Printing-Sessions durchgeführt werden, wird der Tisch problemlos in eine Anzahl von Arbeitsplätzen unterteilt, an denen die Teilnehmerinnen mit ihren Stoffen arbeiten können.

Bei anderen Orten des DIY-Urbanismus wie Verkaufsräumen in Geschäften, Werkstätten, aber auch öffentlichen Plätzen ist das schon schwieriger. Solche Orte müssen oftmals erst einmal umgestaltet werden. Verkaufsräume sowohl kleiner als auch großer Geschäfte, in denen Waren angeboten werden, lassen sich nicht umstandslos in ansprechende Workshop-Räume umstylen. Mitunter werden Verkaufsräume dann teilweise ausgeräumt, die Waren wie Waschmaschinen und Herde solange zwischengelagert, um Platz für einen Workshop zu schaffen. In manchen kunsthandwerklichen Werkstätten fehlen der Platz oder die Ausstattung für Workshops mit vielen Teilnehmerinnen. Hier sorgen allein schon die räumlichen Bedingungen für eine Limitierung möglicher Workshop-Teilnehmerinnen. In rein funktional ausgestatteten Räumlichkeiten oder Orten mit einem Interieur, das aus der Mode gekommen ist, lassen sich nur bedingt Schauplätze mit eigenem Flair erschaffen, einer Atmosphäre also, die von jenem des Ortes abweicht. All das muss an sich kein Nachteil sein, kann aber die Attraktivität des betreffenden Schauplatzes für gemeinsame Erhaltungspraktiken negativ beeinflussen. Mitunter gibt es auch Beispiele, in denen Schauplätze des Reparierens und Selbermachens etwa auf Festen oder auf den Bürgersteigen im öffentlichen Raum temporär geschaffen werden. Dies illustrieren etwa die Schauplatzmontage *Kostenlos Reparieren* oder die temporären Gabenzäune, die es in der Zeit des angeordneten Lockdowns während der Corona-Pandemie zumindest im Frühjahr 2020 gab.

Foto 25: Raum einer zivilgesellschaftlichen Quartiersnetzorganisation (2020)



Quelle: Michael Jonas

Allein diese Fallbeispiele machen deutlich, dass die betreffenden Orte für Praktiken des Erhaltens als Kombinationen menschlicher und nicht menschlicher Ressourcen begriffen werden können, in denen Ressourcen verbraucht und Fertigkeiten vor allem der Ausgestaltung der Schauplätze akkumuliert werden, wie es Bradley vorschlägt

(siehe oben). Schwieriger wird es hingegen mit den im Diskurs angenommenen Voraussetzungen, dass die Schauplätze gemäß des von ihnen vertretenen Idealtypus grundsätzlich allen zugänglich sein sollen und zudem keinen kommerziellen Interessen gehorchen sollen. Beides stellt normative Forderungen dar, die sich nicht mit den faktischen Gegebenheiten der Vielfalt der empirisch vorfindbaren Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens in Einklang bringen lassen.

Was den kommerziellen Aspekt anbelangt, liegt das keineswegs nur daran, dass die Teilnahme an den meisten Workshop-Angeboten gewerblicher Anbieterinnen in der Regel Geld kostet, letztere also in einem Mindestmaß der Marktlogik gehorchen (müssen) und ihre Angebote kommerziell ausrichten. Es liegt vielmehr auch daran, dass viele Angebote nicht gewerblicher Anbieterinnen wie zivilgesellschaftlicher Initiativen oder Sozialorganisationen mit der Zahlung von Teilnahme- oder von Mitgliedschaftsgebühren verbunden sind. Diese Gebühren dienen unterschiedlichen kommerziellen Zwecken, etwa um die Unkosten an Material, Werkzeugen und Raummieten zu decken, aber auch um die Aktivitäten und den Bestand des Ortes aufrechterhalten zu können oder den Lebensunterhalt der Anbieterinnen sichern zu helfen. Die Erhebung von Gebühren bildet oftmals eine der Grundlagen für die Inszenierung eines Schauplatzes gemeinsamer Erhaltungspraktiken, die von gewerblichen Akteuren, aber auch von intermediären Organisationen, die über öffentliche Basissubventionen verfügen, gar nicht ausgeschlossen werden kann. Gebühren haben für die Akteure zudem eine Schutzfunktion. Auch wenn eine Gebühr niedrig ausfällt, also beispielsweise für eine Teilnahme unter 10 € liegt, markiert sie doch für potentielle Teilnehmerinnen, dass das Angebot einen (ökonomischen) Wert hat, eine Anmeldung zu einem Workshop oder einem anderen Event, also auch einen gewissen selbstverpflichtenden Charakter aufweist. Kommerzialisierung, in welcher Form auch immer, ist daher wichtig für viele Schauplätze. Sie dient aber eben nicht der Gewinnmaximierung, wie sie in vielen gewerblichen Bereichen des Massenkonsums dominant vertreten ist, sondern der Grundsicherung von Räumen, Materialien und Aktivitäten.

Problematisch ist aber auch der andere Aspekt, also die offene Zugänglichkeit, über die Orte von Praktiken gemeinsamen Erhaltens generell verfügen sollen. Als normative Forderung macht der Ruf nach offener Zugänglichkeit auf den ersten Blick Sinn. Er weist darauf hin, dass ein voll entfalteter DIY-Urbanismus kein Nischenphänomen spezifischer, etwa bildungsbürgerlicher Milieus sein kann, sondern den Mitgliedern (möglichst) aller gesellschaftlichen milieuspezifischen Lebensformen Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Allein aber schon die verschiedenartige Ausgestaltung der verschiedenen räumlichen Settings verdeutlicht, dass die offene Zugänglichkeit in der Inszenierungspraxis der Schauplätze nicht eindeutig hergestellt werden kann, sondern dass sie vielfältige Varianten aufweist, die Zugänglichkeiten für unterschiedliche Gruppen ermöglichen oder verstellen. Es ist diese materielle Ausgestaltung von Zugänglichkeiten, die den Schauplätzen einen je spezifischen sozialen Charakter verleiht, der sich mit dem Begriff des *Interieurs* adäquat bezeichnen lässt (Foto 25). Es ist also das Zusammenspiel der materiellen Gegebenheiten der jeweiligen Räume mit den mobilen und manchmal auch immobilen Objekten wie Werkbänken, Vitrinen, Tischen, Stühlen, Regalen, Bildern und vielem mehr, das als ihre Ausstattungen inszeniert wird und das jeweilige Interieur bildet. Dieses Interieur tritt in eine Wechselwirkung mit den (potentiellen) Besucherinnen, die eine spezifische *Atmosphäre* als »gemeinsame Wirklichkeit des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen« (Böhme 2013: 34) schafft.

Nur wenige Orte von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens weisen einen so allgemeinen Charakter auf, dass ihre Interieure und Atmosphären einen offenen Zugang für alle garantieren können. Allein das Parklet gehört nicht dazu. Entwickelt als Form des Protestes und der Wideraneignung des öffentlichen Raumes, die gegen die hegemoniale Vormachtstellung der automobilbezogenen Parkräume gerichtet war, findet sich das Parklet inzwischen oftmals als Quasierweiterung privatwirtschaftlich betriebener Lokalitäten. Oder es wird an solchen Plätzen lokalisiert, die sowieso von Mitgliedern spezifischer Milieus, etwa sozialökologisch affinen Trendsettermilieus, frequentiert werden. Selten wird es noch in solchen Räumen platziert, in dem es tatsächlich Position gegen die Automobilität bezieht. Dort aber kann es durchaus Konflikte auslösen, etwa indem alleine seine temporäre Existenz von anderen Straßen- oder Hausbewohnerinnen als Provokation empfunden wird und zu Protesten führt. So unterschiedlich die Fallbeispiele auch sind, sie zeigen doch, dass alleine schon das Parklet keineswegs offen für alle ist. Faktisch richtet es sich an Mitglieder spezifischer und eben nicht aller Milieus. Das ist an sich nicht problematisch. Es belegt damit die Beobachtung, dass eine offene Zugangsmöglichkeit die Ausnahme und nicht die Regel darstellt.

Foto 26: Verkaufsraum eines Upcycling-Geschäfts (2018)



Quelle: Astrid Segert

Dies legt es nahe, zuerst einmal die nur partiell offenen Orte gemeinschaftlicher Erhaltungspraktiken näher zu charakterisieren, bevor auf ihre weiteren Verwandten eingegangen werden kann. Hierbei fällt auf, dass manche Orte nicht nur einen spezifischen, sondern auch manchmal einzigartigen Charakter aufweisen, der ihnen ein wiedererkennbares Alleinstellungsmerkmal verleiht und dadurch für Menschen zu- meist aus bestimmten Milieus und Altersgruppen attraktiv wird wie im Fall eines Ge-

schäfts einer Upcyclerin (Foto 26), der Galerie eines gewerblichen Handwerkspezialisten, den Räumen eines Mädchencafés oder den Räumlichkeiten einer technikaffinen, offenen Werkstatt.

Die Räumlichkeiten der Galerie etwa dienen dem beteiligten Handwerker als workshopbezogene Erweiterung seines kleinen Facheinzelhandelsgeschäftes, das schräg gegenüber auf einer beliebten Einkaufsstraße lokalisiert ist (Foto 27). Die großen Fensterfronten laden zum Hineinschauen ein, das Interieur besteht aus schicken Glasvitrinen, variabel von den Wänden abhängbaren Rahmen, weißen Tischen, die zumeist in der Mitte des Raumes lokalisiert sind und individuelle Arbeitsplätze markieren, dazugehörigen Stühlen sowie ein Beleuchtungssystem einer Anzahl dimmbarer Strahler, das den Raum in gleißende Helligkeit bringen kann. Ein an der Decke installierter Beamer kann dazu genutzt werden, um an einer der Wände eine Slideshow zu präsentieren. Vereinzelte Barhocker, die nahe den Wänden platziert sind, vermitteln ein Ambiente hippen Verweilens. Saft-, Mineralwasser- und Bierflaschen sowie dazugehörige Gläser und in Gläsern dekorierte Griccinis markieren die Gastlichkeit. Ausstellungen zu spezifischen warenförmigen Objekten wie beispielsweise Messer oder Scheren bieten einerseits eine historische Rückschau in die Entwicklungsgeschichte spezifischer Gebrauchsgegenstände.

Foto 27: Interieur einer Galerie (2020)



Quelle: Michael Jonas

Andererseits dienen sie der Bewerbung so mancher Waren, die im gegenüberliegenden Geschäft erhältlich sind. Das Publikum an diesem Ort setzt sich durchweg aus Menschen, zumeist Männern, zusammen, die bildungs- und beziehungsweise oder einkommensstarken Milieus zugerechnet werden können oder auf andere Weise mit den hier inszenierten Dingen und Waren intrinsisch verbunden sind.

Vergleichbares ließe sich etwa in Bezug auf die genannten Mädchencafés und die offene Frauenwerkstatt, die kommerzielle offene Werkstatt und andere Orte gemeinschaftlichen Erhaltens ausführlich beschreiben. Die Räumlichkeiten und das Interieur der Mädchencafés richten sich exklusiv an Mädchen und junge Frauen mit zumeist migrantischem Hintergrund, die Räumlichkeiten und das Innenleben der Frauenwerkstatt exklusiv an Frauen jeden Alters. Sie beide schaffen einzigartige geschützte öffentliche Räume, die es im Stadtraum so sonst kaum gibt. Das ästhetisch stilisierte Interieur der technikzentrierten, kommerziellen offenen Werkstatt hingegen spricht vorwiegend technikaffine Menschen mit hohem Bildungskapital an, die das neu Machbare austesten wollen oder die tatsächlich Rationalitätsgewinne durch die Nutzung von 3D-Druckern und anderen Maschinen und Werkzeugen verwirklichen können wie beispielsweise manche Architektinnen oder Künstlerinnen.

Andere Orte gemeinschaftlichen Erhaltens weisen diesen Charakter nicht auf. Sie sind zwar spezifisch, aber nicht einzigartig. Das betrifft etwa das Warenhaus, aber auch andere Orte. Das Interieur des Workshop-Raumes, der von der zivilgesellschaftlichen Netzwerkinitiative genutzt wird, kombiniert etwa auf phantasievolle Weise selbst geschaffene Upcycling-Lampen, übersichtlich gestaltete Regale, in denen die vielen Materialien und auch Werkzeuge sowie Maschinen eingeordnet sind, mit einer antik aussehenden Holzkiste für Upcycling-Materialien und funktional ausgerichteten Tischen und Stühlen. Auch wenn ein an einer Wand befestigtes Plakat der Reparaturbewegung den hier vertretenen Standpunkt im Hinblick auf die Auswirkungen des Massenkonsums markiert, überwiegt aber der Eindruck einer eher neutralen, dabei freundlichen Sachlichkeit. Die großen Fensterfronten zur Straße hin verstärken die offene Atmosphäre dieses Interaktionsortes, ohne dabei zu stark mit Identifikationsmarkern spezifischer Milieus zu spielen. Das hilft eine Atmosphäre zu erzeugen, die für Menschen ganz unterschiedlicher Milieus anziehend ist.

Ein Schauplatz und zugleich Interaktionsort des DIY-Urbanismus, der im weiten Sinn den Vorgaben oder Anforderungen einer möglichst umfassenden Nutzungsmöglichkeit entspricht, ist sicherlich die genannte Tauschbox, aber auch etwaige Sammelstellen für noch funktionsfähige oder reparierbare Alltagsgegenstände etwa auf den Mistplätzen der Stadt. Ihr Design gehorcht primär funktionalen Kriterien und verzichtet so gut wie ganz auf milieuspezifische Identifikationsmarker. Die Gabenbox ist in den Eingangsbereich der Hausfassade so eingebettet, dass sie kaum auffällt. Die unterschiedlich groß ausgelegten Fächer der Box vermitteln auf indirekte Weise, welche Dinge hier zur Weiterverwendung eingegeben und entnommen werden können. Von den ganz unterschiedlichen Nutzerinnen der Box werden diese Vorgaben intuitiv akzeptiert und nur im Ausnahmefall wird sie als Mistplatz missbraucht. Die ansprechende, einfache und weitgehend funktionale Gestaltung von Tauschorten spielt auch für ähnliche Schauplätze wie den öffentlichen Bücherschränken und Kühlschränken, mit Abstrichen auch für nahe Verwandte wie Flohmärkte und Tausch-Events eine gewichtige Rolle, wo weiter nutzbare Alltagsgegenstände wie Kleidung und Kinderspielzeug ihre Eigentümerinnen unter temporären Anwesenheitsbedingungen wechseln.

Die Tauschbox ist damit zugleich ein Musterbeispiel eines Schauplatzes, der einen möglichst niedrigschwelligen Zugang in Kombination mit praktikspezifischen Verhaltensregeln darstellt. Im Prinzip kann jede, die hier vorbeikommt, die Box nutzen. Auch wenn es hier wie im Fall anderer Beispiele wie den offenen Bücher- oder Kühlschränken Menschen braucht, die sich regelmäßig um diese Schauplätze kümmern

und für ansprechende Ordnung sorgen, stoßen die impliziten Nutzungsregeln nicht nur bei den faktischen Nutzerinnen, sondern bei der breiten Bevölkerung auf Akzeptanz oder die Tauschbox wird einfach ignoriert, so als ob es sie nicht gäbe. Die zuvor diskutierten, oftmals vorhandenen Gebühren verdeutlichen aber, dass diese Niedrigkeitschwelligkeit in den meisten Angeboten des DIY-Urbanismus gleichfalls eine Ausnahme darstellt. Das Vorhandensein ortsspezifischer Atmosphären belegt deutlich, dass Niedrigschwelligkeit keineswegs nur durch monetäre Aspekte eingeschränkt wird, sondern maßgeblich auch durch die jeweiligen ortsspezifischen Interieure.

Beziehen wir Niedrigschwelligkeit zusätzlich noch auf offene und barrierefreie Zugangsmöglichkeiten, so liegt diese zwar bei Orten wie den Bücherschränken sowie bei Events wie Reparaturcafés, die an spezifischen Orten wie Vereinsräumen, Räumen von Sozialorganisationen oder von Gebietsbetreuungen organisiert werden, prinzipiell vor. In einzelnen Orten wie den Mädchencafés finden sich Kombinationen zwischen markierter Exklusion und einem niedrigschwelligen Zugang. In den meisten Orten von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens bedarf es, vor allem auch als Folge der geltenden Maßnahmen gegen die Corona-Pandemie, einer vorherigen Anmeldung etwa über das Internet oder telefonisch, die auch mit formellen Verfahren der Registrierung verbunden sein kann. Beides erhöht aber die Zugangsschwellen zu Praktiken des gemeinsamen Erhaltens. Die Orte gemeinsamen Erhaltens lassen sich folglich nur bedingt mit dem Idealtypus des Gemeingutes fassen. Ihre Heterogenität belegt ihre Vielfalt, die eines differenzierteren Blickes bedarf.

Wesentlich ist hier, dass die betreffenden Orte einen eigenen Charakter ausbilden und weitervermitteln können. Dieser einladende Charakter kann sich entweder von der Umgebung durch eine besondere Atmosphäre abheben und dadurch von den Akteuren im günstigen Fall als wertvoll und anziehend erfahren und wahrgenommen werden. Oder er passt sich weitgehend an die Ausstrahlung seiner Umgebung an und hat damit auch Schwierigkeiten, sich von dieser atmosphärisch abzugrenzen und in dieser Abgrenzung als besonders oder einzigartig wahrgenommen zu werden. Es ist genau diese Unterscheidung zwischen dem Besonderen und dem Allgemeinen, die auf der analytischen Ebene dabei hilft, den ortsspezifischen Beitrag in der Inszenierung der Schauplätze des Reparierens und Selbermachens zu verdeutlichen. Dabei geht es keineswegs nur um die Ausstattung und Gestaltung des jeweiligen Ortes, sondern auch um seine virtuelle Erzeugung vor allem in den sozialen Medien wie dem Internet. Beides schafft im gewissen Sinne das Interieur der jeweiligen Schauplätze, das spezifische Atmosphären mit zu erzeugen vermag. Das Interieur ist damit zugleich das Ergebnis räumlicher Verkleidungen eines Ortes, wie dieser sich seinen Besucherinnen zeigt (Benjamin 1983: 286). Als solches trägt das jeweilige Interieur unmittelbar dazu bei, den Ort gemeinsamen Erhaltens in seine unmittelbare oder mittelbare Umgebung im Stadtraum einzubetten.

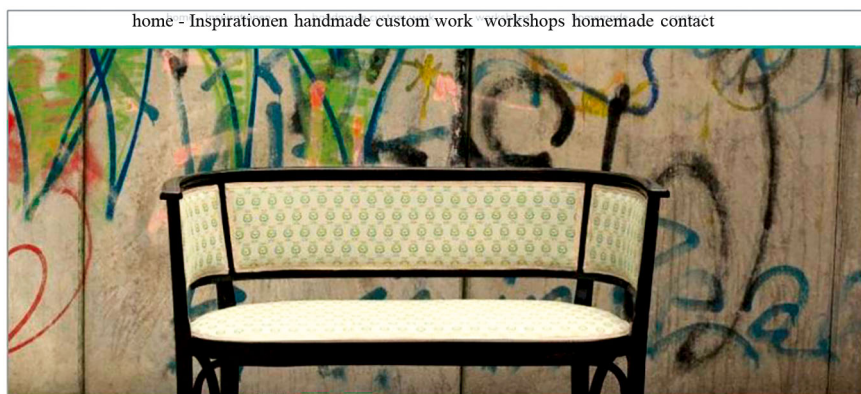
5.3.2 Virtuelle Interieure

Neben den nähräumlichen, quasi analogen Orten gemeinsamen Erhaltens entstehen in den untersuchten Fallbeispielen auch digitale Räume, die Praktiken des gemeinsamen Erhaltens fördern und verbreiten. Dabei spielt die virtuelle Inszenierung von Schauplätzen gemeinsamen Erhaltens im Internet oder anderen digitalen sozialen Medien, die auch die Bewerbung der angebotenen Events und Workshops mit ein-

schließt, eine zentrale Rolle. Vor allem Internetauftritte werden dazu genutzt, den physischen Ort im virtuellen Raum öffentlich attraktiv darzustellen – Inszenierungen, die oftmals weit über das einfache Duplizieren hinausgehen. Zwar weisen diese Internetauftritte sowohl sphärenspezifische als auch typenspezifische Unterschiede auf. Als Ähnlichkeit gilt aber, dass diese ästhetisch unterschiedlichen und auch auf unterschiedlich professionelle Weisen erstellten Auftritte alle dazu dienen, bei den Internetnutzerinnen die Aufmerksamkeit für Aktivitäten diesseits der Routinen des Massenkonsums zu erwecken oder aufrechtzuerhalten, auch wenn dies bei Interaktionsorten mit primärer Verankerung in der ökonomischen Sphäre durchaus im Widerspruch zu anderen medial vermittelten Botschaften stehen kann.

Üblicherweise verfügen alle Orte über einen eigenen Internetauftritt, der zuerst einmal entwickelt und dann auch kontinuierlich gepflegt werden muss (Foto 28). Mitunter wird auch über soziale Medienplattformen, wie Facebook, Pinterest, Instagram oder auch Youtube agiert. Das komplette Fehlen eines Internetauftritts wie im Fall der Tauschbox weicht völlig von der gängigen medialen Praxis ab. Über eine eigene Internetseite sowie über die genannten Medienplattformen lässt sich umfassend und zielgruppenorientiert über den konkreten Ort, seine Geschichte, seine Akteure sowie die jeweiligen Angebote breit informieren.

Foto 28: Startseite einer Homepage einer Newcomerin (2018)



Quelle: Alice Egger

Bezogen auf Orte gemeinsamer Erhaltungspraktiken aus der ökonomischen Sphäre zeigt sich, dass deren Inszenierung auf einer eigenen Internetseite zumeist sehr professionell ausfällt. Das gilt unabhängig davon, ob der Auftritt als Dienstleistung Dritter oder in Eigenarbeit geschaffen wurde. Facheinzelhandelsgeschäfte mit Familientradition treten mit einer Mischung aus in Szene gesetzter historisch gewachsener Kompetenz und Beschreitung neuer Wege auf. Integrierte Schwarzweißfotos von vergangenen Tagen oder auch Beschreibungen familiärer Kompetenzakkumulationen sollen Neugier und Vertrauen bei Betrachterinnen auslösen. Internetseiten der Newcomer-Unternehmen hingegen setzen vordringlich auf die Inszenierung eines ihnen spezifischen Images, das die kaufmännische, die handwerkliche oder die kunsthandwerkliche Güte durchaus in Kombination mit anderen Aspekten hervorhebt. Und schließlich ist das Internet für viele jener Akteure, die aus Kostengründen über keine

eigenen Werkstätten, Geschäfte oder anderweitigen Räumlichkeiten verfügen oder die solche Räumlichkeiten als selbständige Kursanbieterinnen auch gar nicht unbedingt benötigen, der Raum, in dem sie ihre Präsenz und ihre eigene Verortung in spezifischen Interaktionsorten dokumentieren können. Ihre Internetauftritte markieren im gewissen Sinne das Gegenstück zu jenen Orten gemeinsamen Erhaltens im Stadtraum, zu denen sich in den virtuellen Räumen gar keine oder nur sehr wenig Informationen finden lassen.

Im Fall von Akteuren aus der ökonomischen Sphäre, die beispielsweise aus Kostengründen vielleicht über eine Werkstatt, keineswegs aber über einen Verkaufs- oder Schauraum verfügen, soll der eigene Auftritt in den sozialen Medien nicht nur zur Bewerbung von Workshops und Events dienen, sondern auch Aufträge für das jeweilige Basisgeschäft, etwa die Polsterei eines Sitzmöbels, generieren. Dargestellt werden bei so gut wie allen Varianten in der Regel Informationen über die jeweiligen Personen, das oftmals vorhandene Warensortiment, die inhaltliche Ausrichtung und Spezialisierung, das Angebot an Workshops und Events und die dabei anfallenden Teilnahme-kosten sowie die Orte, an denen die Aktivitäten stattfinden. Beschreibungen sowie Fotos der Örtlichkeiten, der beteiligten Akteure, der Waren und auch der Workshops beziehungsweise deren Outputs werden dazu genutzt, das jeweilige Interieur virtuell zu vermitteln. Vor allem hier finden sich auch oftmals zielgruppenspezifische Marker, etwa wenn die Waren vorwiegend als hochwertig und edel sowie als luxuriöse Sammlergegenstände oder als eigens ausgewählte Artikel renommierter Marken und Designerinnen charakterisiert werden oder als etwas Besonderes für einzigartige Menschen. In der Regel selten sind aber – und das erweist sich dann vor allem in den pandemiebedingten, oft monatelangen Geschäftsschließungen ab dem Frühjahr 2019 als nachteilig – Online-Verkaufsportale, auf denen potentielle Kundinnen die in vielen der gewerblichen Orte des gemeinsamen Erhaltens sowie in den Ladenlokalen erhältliche Waren über das Internet bestellen können.

Sachlich eher nüchtern fallen hingegen viele, aber keineswegs alle Internetauftritte jener Orte des gemeinsamen Erhaltens auf, die sich als intermediäre Akteure im Stadtraum bewegen. Die Auftritte informieren zuerst einmal über die betreffende Organisation sowie die dahinterstehende Institution, deren Zielsetzungen in der Regel nur nachrangig der Förderung der hier diskutierten Schauplätze des Reparierens und Selbermachens dienen. Die angebotenen Events und Workshops finden sich dann entweder unter jenen Rubriken, in denen Veranstaltungen gleich welcher Art angekündigt werden oder sie werden als Projekte vorgestellt.

Zivilgesellschaftliche Initiativen zeigen ein sehr heterogenes Bild. Sie unterscheiden sich untereinander stark in ihrer Internetpräsenz. Tauschboxen etwa werden so gut wie nicht beworben, während sich offene Bücherschränke oder Kühlschränke sowie Urban-Gardening-Projekte als Teil einer zumindest stadt-spezifischen, wenn nicht sogar einer internationalen Bewegung präsentieren. Zivilgesellschaftlich organisierte offene Werkstätten oder Tauschgelegenheiten wiederum können über einen elaborierten Internetauftritt verfügen. Dies ist aber nicht die Regel, weil es einem Teil von ihnen gar nicht darum geht, stets wachsende Aufmerksamkeit zu erwecken. Andere zivilgesellschaftliche Initiativen wie die schon genannte zur Stadtraumbelebung, das andockte Materiallager oder auch der Leihladen sind genuin auf die Erzeugung von Aufmerksamkeit angewiesen. Ein professioneller Auftritt in virtuellen Medien ist für solche Schauplätze folglich zentral. Oftmals werden hier auch die Einstiegsseiten des

eigenen Internetauftritts dazu genutzt, um für monetäre und ehrenamtliche Hilfeleistungen zu werben, ohne die diese Schauplätze nicht existieren können.

5.3.3 Sozialräumliche Einbettung der Orte durch Sichtbarkeit und Zugänglichkeit

Gleich nun, ob sich Orte des gemeinsamen Erhaltens interessierten Besucherinnen in ihren gegenständlichen Interieuren und Atmosphären unter Anwesenheitsbedingungen zeigen oder aber in virtuellen Räumen des Internet, sind sie eingebettet in spezifische städtische Kontexte mit Gebäuden und Straßenzügen, die ihre Nachbarschaften im Stadtbezirk mit ausmachen. Hier sind zwei Aspekte relevant, die Lage und die Erreichbarkeit. Lage meint in diesem Zusammenhang zuerst einmal Sichtbarkeit und Verortung in sowie Passung mit der nahen Umgebung. Eine gute Lage ist dann gegeben, wenn der jeweilige Ort in das Gebäude, den Straßenzug und das Grätzl passt, sich also einerseits nicht negativ abhebt und andererseits vom Nahumfeld atmosphärisch profitieren, also positiv auffallen kann. Vergleichsweise Ähnliches gilt für die Erreichbarkeit. Für Orte, die Interessierte an Praktiken des Erhaltens ansprechen wollen, ist es von eminenter Bedeutung, gut erreichbar zu sein. Eine gute Erreichbarkeit ist folglich dann gewährleistet, wenn Interessierte die Orte zu Fuß oder zumindest mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut erreichen können, also keine langen (Fuß-)Wege für die sogenannte letzte Meile haben. Was das jeweils genau bedeutet, variiert stark und wird erheblich von sphärenspezifischen Bedingungen mitbestimmt, denen die jeweiligen Orte unterliegen. Auch in welchem Maße es ihnen gelingt, über eine gute Sichtbarkeit zu verfügen und gut erreichbar zu sein, unterscheidet sich nicht unerheblich und macht auf die Schwierigkeiten und Probleme aufmerksam, mit denen die Interaktionsorte und auch Schauplätze teils konfrontiert sind.

So finden sich Ladenlokale primär ökonomisch ausgerichteter Anbieterinnen häufig in attraktiven städtischen Lagen. Damit sind nicht notwendigerweise innerstädtische Einkaufsmeilen gemeint, sondern eher Nebenstraßen mit kleinen Geschäftslokalen oder – falls im Bezirk vorhanden – kleinere Einkaufsstraßen, die sich ihr eigenes Flair erhalten haben. Vor allem dies sorgt für gute Sichtbarkeit der neuen Orte des gemeinsamen Erhaltens. In innerstädtischen Bezirken wie *Neubau* sind gute Lagen zudem mit Innenstadtnähe verbunden, also jenen Bezirksteilen, die nahe *Innere Stadt* liegen und Kundinnen nicht nur aus der Nachbarschaft, sondern aus der ganzen Stadt sowie Touristinnen anziehen. Das sieht in anderen Bezirken außerhalb des *Gürtels* anders aus. Auch wenn sich in vielen dieser Stadtteile Reste bezirkseigener Ökonomien erhalten haben, kämpfen ihre bezirksspezifischen Haupteinkaufsstraßen oftmals um das Überleben und weisen dann auch keine vergleichbaren Nebenstraßen mit Geschäftslokalen auf. Gute Lagen im Sinne der vielfrequenzierten Sichtbarkeit finden sich dort noch auf oder in der unmittelbaren Nähe beliebter, auch touristischer Plätze wie dem *Yppenplatz* in *Ottakring*. Ist dies nicht der Fall, zeichnet sich eine gute Lage nur durch gute Erreichbarkeit aus, also etwa in unmittelbarer Nähe von Knotenpunkten des öffentlichen Verkehrs wie zentralen S- und U-Bahn-Stationen, die zudem gut an die Tram- und Buslinien der Stadt angebunden sind. Auf ökonomisch ausgerichtete Werkstätten ohne eigenes Geschäftslokal treffen diese Aspekte nur bedingt zu. Sie brauchen keine Verortung auf Einkaufsstraßen. Von einer guten Lage lässt sich hier ausgehen, wenn die Werkstatt gut erreichbar ist. Aber auch Werkstätten können

profitieren, wenn sie in zu ihnen passenden Straßenzügen, dann meist Wohnstraßen, oder nahe beliebter Plätze und Straßen gelegen sind. Im Vergleich zu Geschäftslokalen mit Workshop-Angeboten, die auf eine hohe Kundinnenfrequenz angewiesen sind, spielen derartige Passungen bei diesen Werkstätten eher eine untergeordnete Rolle. Fehlende Sichtbarkeit im Stadtraum stellt nicht unbedingt einen Nachteil dar, wenn sie über andere Kommunikationskanäle kompensiert werden kann oder wenn eine exklusive Sichtbarkeit für Insiderinnen ausreicht wie im Fall einer Keramikwerkstatt, die nur zweimal im Jahr zu einem Schauplatz des Selbermachens wird.

Und so gut wie immer gilt: Gute Lagen sind mit entsprechenden Mietkosten verbunden, in der Regel sind die Mieten in den Innenstadtbezirken nahe *Innere Stadt* (wie *Neubau*) weitaus höher als die in den Stadtteilen außerhalb des *Gürtels* (wie *Ottakring*). Die primär ökonomisch orientierten Interaktionsorte des DIY-Urbanismus müssen folglich auch erst einmal die Kosten einspielen können, die allein durch die Lokalitäten anfallen – noch ehe überhaupt der Verdienst für den jeweiligen Lebensunterhalt relevant wird. Allein diese Kosten fallen in der Regel schon so hoch an, dass nicht selten auf eigene Lokale oder Werkstätten für Praktiken des gemeinsamen Erhaltens außerhalb der Möglichkeiten im eigenen privaten Lebensumfeld (Keller u.ä.) bewusst verzichtet wird.

Gute Lagen für Aktivitäten intermediärer Organisationen zeichnen sich wiederum durch andere Aspekte aus. Ihre Orte sind zwar idealerweise ebenfalls gut erreichbar. Da sie aber andere Interessentinnen für das Reparieren und Selbermachen ansprechen (sollen) als die oben beschriebenen ökonomischen Orte, lässt sich hier von guter Lage sprechen, wenn ihre fußläufig erreichbare Einbettung in Wohnstraßen der anzusprechenden sozialen Gruppen gewährleistet ist. Hier spielen dann Lokalitäten auf oder nahe einladender Plätze oder in eher verkehrsarmen, ruhigen Wohnstraßen eine Rolle. Solche Lokalitäten können dabei helfen, dass etwa Nachbarschaftszentren und -räume als sozialräumlich nahe und entsprechend attraktiv erfahren werden. Das gilt etwa, wenn die im Bezirk lebenden Mädchen und jungen Frauen ein Mädchencafé gern frequentieren oder wenn das Stadtentwicklungsbüro nicht nur Anlaufstelle für Expertinnen der Stadtentwicklung darstellt, sondern als Treffpunkt für die dortige Wohnbevölkerung genutzt wird. Viele Orte intermediärer Organisationen profitieren dabei von den finanziellen Budgets, die ihre Trägerorganisationen (oder städtische Stellen) ihnen bereitstellen und in denen Mittel für Mieten schon enthalten sind. Dies bedeutet, dass diese Mittel nicht erst verdient und auf andere Weise eingespielt werden müssen, wie dies bei den eher ökonomisch orientierten oder bei den zivilgesellschaftlichen Interaktionsorten der Fall ist.

Auf die Sichtbarkeit in und durch Geschäftsstraßen können auch zivilgesellschaftliche Initiativen weitgehend verzichten. Zivilgesellschaftliche Vereinslokale und Urban-Gardening-Projekte liegen idealerweise in ruhigeren, aber von den Bewohnerinnen gut genutzten Straßen oder auf Plätzen. Sie sollten gut fußläufig oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar sein, also nicht zu abseitig liegen. Ähnliches gilt auch für Bücherschränke oder ähnliche Projekte wie der Tauschbox. Eine gute Einsehbarkeit solcher Orte begrenzt ein Stück weit möglichen Vandalismus und ihre Umnutzungen etwa zu Mülleimern. Aber auch die vermutbare Einsehbarkeit eines Ortes kann eine implizite Schutzfunktion übernehmen, etwa bei der Gabenbox in *Neubau*, die durch deren Lage in einer zwar durchschnittlich frequentierten Nebenstraße, aber gerahmt von öffentlichen Gebäuden mit entsprechendem Publikumsverkehr die Beobachtung möglicher abweichender Aktivitäten suggeriert. Zivilgesellschaftlich organisierte offene

Werkstätten wiederum benötigen kaum konkret definierbare Lagen. Sie können auch kaum öffentlich sichtbar in Wohn- oder Gewerbegebäuden untergebracht sein, solange eine eher unkomplizierte Zugänglichkeit für ihre Nutzerinnen irgendwie gewährleistet werden kann. Auch bei zivilgesellschaftlichen Initiativen spielen Mietkosten (oder ihr Wegfall) eine zentrale Rolle. Sie sind maßgeblich dafür verantwortlich, wo im Stadtteil letztendlich solche Initiativen angesiedelt werden. Ihre faktischen Standorte in den beiden Stadtteilen illustrieren, dass aufgrund der prekären ökonomischen Lage, in der sich zivilgesellschaftliche Initiativen von Grund auf befinden, gute Lagen keineswegs selbstverständlich sind. Sie können, falls gegeben, vor allem von Subventionen aus der Sphäre der privaten Lebensführung, aber auch von Vermittlungsaktivitäten aus der Sphäre der Politik und Verwaltung profitieren.

Keineswegs alle von uns untersuchten Orte gemeinsamen Erhaltens verfügen über ideale oder auch hinreichend gute Lokalitäten in den Bezirken. Ganz im Gegenteil: Die meisten befinden sich in Lagen, die eine optimale Entfaltung einschränken. Manche Lagen wirken sogar so restringierend auf den Ort ein, dass dessen Selbstentfaltungspotentiale vom Erliegen bedroht sind wie in manchen zuvor vorgestellten Fallbeispiele mit vorrangiger Verankerung in der ökonomischen oder in der öffentlichen Sphäre. Darauf wird noch einzugehen sein, wenn es darum geht, die transformativen Potentiale des DIY-Urbanismus in den beiden Stadtteilen näher zu charakterisieren.

5.4 Objekte des gemeinsamen Erhaltens

Neben den Praktiken und Orten werden die Schauplätze durch eine Vielzahl unterschiedlicher Objekte mit erschaffen. In unserer praxeologischen Perspektive sind Objekte aller Art grundlegende Bestandteile von Sozialität. Sie und ihre Beziehungen untereinander sowie zu den Menschen, die mit ihnen zu tun haben, machen einen großen Teil dessen aus, was wir als Schauplätze des Reparierens und Selbermachens bezeichnen. Alle diese Objekte und ihre Beziehungen zueinander prägen das Geschehen in den Schauplätzen des gemeinsamen Erhaltens auf besondere Weise. Sie sind als Bestandteile des jeweiligen schauplatzspezifischen Interieurs wesentlich an der Erzeugung ihrer Atmosphären beteiligt und damit auch daran, ob und in welchem Ausmaß die besagten Schauplätze sich von den Stätten des Massenkonsums unterscheiden, die sie im Stadtraum umgeben. Das mag auf den ersten Blick wenig intuitiv wirken, bestehen doch die Orte gemeinsamer Erhaltungspraktiken und ihre Interieure aus einem Zusammenspiel unterschiedlicher Objekte. Die meisten dieser Objekte sind Bestandteile der zuvor diskutierten Orte gemeinsamer Erhaltungspraktiken und damit auch deren Interieure.

Im Folgenden fokussieren wir aber auf drei unterschiedliche Arten von Objekten, denen in der Inszenierung von Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens eine spezifische Bedeutung beigemessen werden kann, weil sie im besonderen Maße mit den jeweiligen Praktiken der Erhaltung und den in ihnen engagierten Akteuren verbunden sind. Aus einer praxeologischen Perspektive weist genau dies auf die duale Strukturierung dieser hybriden Objekte hin: »On the one hand, they are definitely not a physical world as such, within practices they are socially and culturally interpreted and handled. On the other hand, these quasi-objects are definitively more than the content of cultural ›representations‹: they are used and have effects in their materiality.« (Reckwitz 2002: 209) In diesem Sinne sind Stofflichkeiten oder Objekte weder

eine gegebene Ressource noch allein purer Effekt menschlicher Aktivitäten. Sie sind vielmehr Materialitäten, die sich in ihrer Verwendung und Nutzung räumlich von einem zum anderen Ort bewegen, transformieren, mutieren, Allianzen formen und nicht zuletzt auf die Menschen wirken, die mit ihnen umgehen (Denis/Pontille 2015: 351) – und all dies unter der Voraussetzung unterschiedlicher Interaktionslogiken, die in den jeweiligen gesellschaftlichen Sphären dominieren.

Das macht auch darauf aufmerksam, dass die von uns bezeichneten Interaktionslogiken nicht nur die Interaktionen zwischen den an gemeinsamen Erhaltungspraktiken beteiligten Akteuren prägen, sondern auch die zwischen ihnen und den jeweils involvierten Objekten. Interaktionslogiken sind folglich, das präzisieren wir an dieser Stelle ausdrücklich, genuin immer auch Interobjektionslogiken (Latour 2007). Dies trifft nicht nur auf gemeinsame Erhaltungspraktiken, sondern auch auf Praktiken des Massenkonsums und die darin involvierten Objekte der Wegwerfgesellschaft zu. Allgemein gilt, dass Praktiken und Fertigkeiten immer sowohl in den beteiligten Menschen als auch in den involvierten Objekten verkörpert werden (Watson/Shove 2008). Neben ihrem unmittelbar sozialen, kulturellen und ökonomischen Leben sind sie immer auch mit einer – wie auch immer erzeugten – physikalischen Lebensspanne versehen (Gregson et al. 2009: 251), die sie früher oder später aus den Nutzungsverläufen ausscheidet. Genau um diese Objekte geht es hier.

Ausgehend von diesem Konzept wenden wir uns nun der Analyse von Objekten in den Schauplätzen des gemeinsamen Reparierens und des Selbermachens zu. Die Analyseergebnisse lassen sich in der These zusammenfassen, dass alle möglichen Objekte als Elemente in den Schauplätzen genutzt werden können. Ein Teil von ihnen kann einfach umgenutzt und dem Massenkonsum so zumindest zeitweilig entzogen werden. Ein anderer Teil der Objekte muss zunächst den alternativen Praktiken angepasst werden, was zusätzliche Ressourcen und Aktivitäten notwendig macht. Die im Untersuchungsfeld auftretenden Objekte belegen zudem, dass sie ungeachtet ihrer dominanten Designs, die zum vernutzenden Massenkonsum einladen, auch über versteckte Eigenschaften verfügen, die Beteiligte an Praktiken des gemeinsamen Erhaltens materiell anregen, diese durch Reparatur, Upcycling oder Tauschen zu erhalten. Diese Eigenschaft von Objekten in Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens bezeichnen wir als Sorge der Materialitäten.

5.4.1 Werkzeuge und Maschinen, Materialien und Dinge

Mit der Hervorhebung von Objekten im Ensemble der Elemente von Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens tragen wir dem Umstand Rechnung, dass in vielen Fällen ganz spezifische Objekte eine zentrale Rolle in der Inszenierung dieser Schauplätze spielen. Ohne sie können diese gewissermaßen nicht ins Leben gerufen werden. Das können Objekte sein, die schon zum Interieur der Orte gehören, in der Inszenierung von Erhaltungspraktiken aber eine besondere Bedeutung einnehmen. In vielen Fällen sind es auch Objekte, die erst noch zu den Orten hingebacht werden müssen wie bestimmte Materialien und Werkzeuge, aber auch Objekte des alltäglichen Gebrauchs, die repariert oder anderweitig einer Weiterverwendung zugeführt werden. Und oftmals werden in den Schauplätzen neue Objekte geschaffen oder schon bestehende Objekte umgestaltet.

Auf der Grundlage dieser Beobachtung unterscheiden wir drei unterschiedliche Arten solcher spezifischen Objekte, nämlich erstens Maschinen und Werkzeuge, zweitens Materialien aller Art und drittens Objekte, die in den Arbeitsprozessen entweder verändert, also beispielsweise repariert oder die vollkommen neu erzeugt werden. Dabei zeigt sich, dass viele dieser Objekte in der Vernutzungskultur des Massenkonsums und der Wegwerfgesellschaft nicht mehr als solche vorkommen, sondern als Müll aussortiert werden. Im Rahmen der Vernutzungskultur gehören viele der genutzten Materialien und Werkzeuge nicht mehr dem Alltag der Beteiligten an. So formuliert Thomas Smith: »Many of the tools and materials which are provided in workshops [...] are uncommon in daily life, existing as remnants of older (or near-extinct) practices – in the case of recovering disused machinery and product repair – or being too expensive for one person to purchase alone.« (Smith 2020: 602)

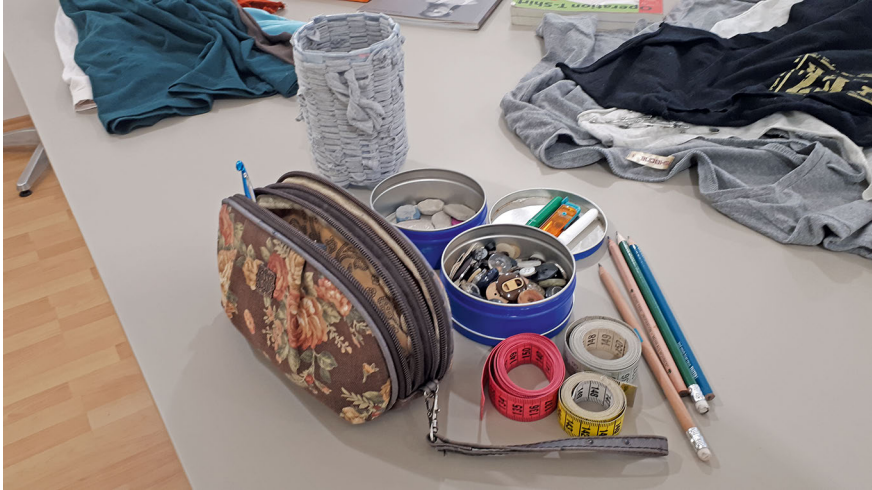
Beispiele für (Werkzeug-)Maschinen (und mitunter Werkbänke) sind etwa Laserprinter bei entsprechenden Workshops oder Kursen, aber auch Nähmaschinen, Elektrosägen aller Art, Fräsen oder Bohr- und Schleifmaschinen, aber eben auch Siebdrucktische oder anderweitige Werkbänke etwa für die Holz- oder Stahlbearbeitung. Beispiele für Werkzeuge sind etwa Werkzeugkits für Reparaturierenden von Reparaturcafés, aber auch Scheren, Maßbänder, Lineale, Stifte, Kreiden und anderes für Upcycling-Workshops (Foto 29), Druckrahmen und Spezialwerkzeuge im Fall von Printing-Workshops und vieles anderes mehr. Die Ausgestaltung und die Verfügbarkeit von technikspezifischen Arbeitsplätzen haben dabei weitreichende Konsequenzen für die Organisation und den Ablauf etwa von Workshops. Die Verfügbarkeit von geeigneten Werkzeugen und Maschinen sind wesentlich, ob und wie alle Teilnehmerinnen an dem Geschehen in einer aktiven Beteiligungsweise partizipieren können. Technikspezifische Werkbänke müssen eingerichtet und gepflegt werden, auch Maschinen und Werkzeuge müssen angeschafft, gelagert, gewartet und gepflegt werden.

Gleiches gilt für Materialien, die einer Wiederverwendung zugeführt werden sollen. Es bedarf etwa überlegter Prozedere, wie nutzbare Materialien zur Verfügung gestellt werden können, welche Materialien genau genutzt werden (sollen) und welche außen vor bleiben (müssen). Zu bedenken ist, dass diese oftmals in den Orten gemeinsamen Erhaltens nicht vorrätig sind, weil es generell an großen Lagerkapazitäten fehlt. In diesen Fällen müssen sie woanders bedarfsgerecht vorgehalten, gelagert oder herorganiert, mitunter auch vorab käuflich erworben werden. Beispiele für Materialien sind etwa Pappen und Papiere, Stoffe und aussortierte Kleidung, Farben, Ton, Fäden, Knöpfe, Sicherheitsnadeln, Holz, Metall, Elektrokabel, Klemmen und vieles andere mehr.

Viele Schauplätze sind Orte der Erzeugung neuer Artefakte, etwa bedruckte Stoffe, die als Wandbehänge im Verlauf von Printing-Workshops entstanden sind, mit Seidenpapier beklebte selbstgeschaffene Papierboxen, Schmuckketten oder Lampen. Oder diese Schauplätze sind Orte der Erhaltung vorhandener Dinge, etwa kaputter Socken, defekter Herdplatten oder Lampen, eines kaputten Mixers, der im Verlauf eines Reparaturcafés repariert wird, oder eines alten Sessels, dessen Polster im Verlauf einer Upcycling-Kursreihe entfernt und mit nachhaltigen Materialien neu aufgebaut wird oder auch alte Stoffreste, aus denen beispielsweise Bienenwachstücher oder Küchenschwämme entstehen. Und schließlich gibt es die vielen Fälle, in denen weiter nutzbare Gebrauchsgegenstände wie Hemden, Hosen und T-Shirts, Bücher oder Taschen in Praktiken des Tauschens und Teilens in neue Hände geraten, weil sie von ihren

neuen Nutzerinnen als erhaltenswert und wertvoll eingeschätzt werden. Das macht deutlich, dass es sich hier um Vielfältigkeiten handelt.

Foto 29: Werkzeuge und Materialien für einen Upcycling-Workshop (2019)



Quelle: Michael Jonas

Auch wenn praktiken- und ortsspezifische Besonderheiten in diesem Zusammenhang ohne Zweifel von Relevanz sind, lassen sich ausgehend von den Schauplätzen unterscheidbare Beziehungsformen systematisieren, die im Verlauf gemeinsamer Praktiken des gemeinsamen Erhaltens zwischen den involvierten Menschen und den Objekten bestehen. Diese sind in den beiden Stadtteilen derzeit vornehmlich in einer analogen Kultur verankert, während Materialitäten und Beziehungsformen einer digitalen Kultur, wie sie beim Lasercutten, 3D-Drucken und anderen digitalen Hightechphänomenen üblich sind, derzeit nur in Einzelfällen vorkommen. In den im Untersuchungsfeld dominierenden Schauplätzen geht es dabei vornehmlich um eine Kultivierung des Einfachen, die in diesem Zusammenhang eine Suche nach Lösungen von Reparatur- oder Designproblemen mit alltäglich zugänglichen Materialien, Helferinnen, Aktivitäten, Wissen oder Fähigkeiten beinhaltet. Es geht um eine Umbeziehungsweise Wiedernutzung des Alltäglichen, auch dort, wo Neues geschaffen wird. In der Mehrheit der Fälle werden traditionelle Werkzeuge oder Maschinen genutzt. In einzelnen offenen Werkstätten, die sich an versierte Laiinnen und Kleinstunternehmen wenden, werden auch kompliziertere Technologien verwendet, für die allerdings Einführungen absolviert werden müssen. Ihre Verbreitung unter handwerklich Interessierten setzt daher die systematische Förderung entsprechender Lernorte voraus.

5.4.2 Werkzeuge und Maschinen

Die Schauplätze des Reparierens und Selbermachens belegen nicht nur den bereits erwähnten sorgsamen Umgang und Gebrauch mit Materialien und Dingen, er betrifft auch die dazu notwendigen Werkzeuge (und Maschinen). Gerade der Aspekt des sorgsamen Umgangs ist es, den wir als zentral in den Phänomenen des DIY-Urba-

nismus einschätzen, weil diese Umgangsweise einen wichtigen Kontrapunkt zu den hegemonialen vernutzenden und exzessiven Produktions- und Konsumtionsweisen der Wegwerfgesellschaft setzen kann. Sorgsam ist der Umgang mit den Werkzeugen, die dazu genutzt werden, Materialien und Dinge weiterzuverarbeiten – und zwar sowohl auf Seiten derjenigen, die sie bereitstellen, als auch derjenigen, die sie temporär nutzen.

Die Schauplätze zeigen je besondere Schwerpunkte, daran orientiert sich auch die in ihnen genutzte Werkzeug- und Maschinenauswahl (Foto 30). Besonders breit gefächert ist diese Auswahl in offenen Werkstätten, seien sie gemeinnützig oder gewerblich geführt. Hier wird zumeist eine breite Palette an Werkzeugen, Maschinen und weiteren Hilfsmitteln vorgehalten, etwa für ganz unterschiedliche Arbeitsschritte in der Holz- oder der Metallverarbeitung oder bezogen auf neue Technologien wie dem 3D-Druck oder dem Lasercuttern. Hoch im Kurs stehen Profimaschinen, Maschinen also, die so dimensioniert sind, dass sich mit ihnen auch komplexe Projekte angehen lassen, für die die Heimwerkstatt eines klassischen Hobby-Bastlers nicht ausgelegt ist und für die auch die Verleihangebote großer Baumärkte keine Angebote bereithalten. Im Fall der Holzverarbeitung betrifft dies etwa professionelle Kreissägen, Kapp- und Gehrungssägen, Bohr- und Schleifmaschinen, Fräsen und viele andere Maschinen mehr. Vorhanden sind zudem ganz unterschiedliche Werkzeuge für die manuelle Bearbeitung von Werkstücken wie auch wieder Sägen, Handbohrer, Hobel, Zwingen, Schraubenzieher und viele andere mehr. Enger ist hingegen das Werkzeugangebot für spezifische Aktivitäten, etwa Nähmaschinen und Scheren im Fall von Nähkursen, Schleifsteine und -maschinen im Fall von Messerschleif-Events, Töpferscheiben im Fall von Keramikkursen, oder eine Palette unterschiedlicher Siebe und Spezialwerkzeuge im Fall von Siebdruck-Workshops. Alle diese Ausrüstungsgegenstände sind auf angemessene Lagermöglichkeiten in den jeweiligen Interaktionsorten angewiesen.

Davon unterscheiden sich die Werkzeuge von Events, die temporär an unterschiedlichen Orten angeboten werden wie Upcycling-Workshops oder bei mobilen Reparaturstationen, die als Reparaturcafés auftreten, bei denen die ehrenamtlichen Reparaturinnen eine Auswahl von leicht transportierbaren Spezialwerkzeugen mitbringen. Bei teuren und vor allem auch sicherheitskritischen Maschinen wird der sorgsame Umgang zumeist mit dem Absolvieren von Einführungskursen verknüpft, sonst aber immer mit entsprechenden Einweisungen an den Maschinen, in deren Verlauf adäquate, schonende mit inadäquaten, verschleißenden Umgangsweisen plastisch kontrastiert werden. Dass die Werkzeuge bei der Nutzung von Laiinnen nicht vor erhöhtem Verschleiß geschützt werden können (wie etwa der Bruch einer Nähmaschinennadel), liegt auf der Hand. Im gewissen Sinne kann solchem Verschleiß vorgebaut werden, indem robustes weniger robustem Equipment vorgezogen wird – vor allem, wenn damit auch ungeübte Novizinnen in Berührung kommen.

Sorgsam ist der Umgang in der Regel, weil die Organisatorinnen der Schauplätze wissen, dass die genutzten Maschinen und Werkzeuge Grundvoraussetzungen für die von ihnen angebotenen Aktivitäten sind. Mögen die Maschinen und die Werkzeuge ihnen selbst gehören oder sich im Eigentum intermediärer oder zivilgesellschaftlicher Initiativen befinden. Ohne diese lassen sich die Aktivitäten nicht durchführen. Die betreffenden Maschinen und Werkzeuge müssen hierbei nicht nur einfach vorhanden, sie müssen auch funktionsfähig und gepflegt sein, können also nicht erst im Rahmen

einer Schauplatzinszenierung gewartet werden. Das trifft sowohl auf die Werkzeuge und Maschinen zu, die eine Kursanbieterin außerhalb der Schauplatzinszenierung selbst nutzt, als auch auf ebensolche, die – wie beispielsweise Scheren im Rahmen eines Papierworkshops, Nähmaschinen im Rahmen eines Upcycling-Workshops mit Stoffen oder Schleifsteine im Rahmen eines Messerschleifkurses – extra für die (potentiellen) Teilnehmerinnen angeschafft wurden.

Foto 30: Maschinen und Materialien in einer Frauenwerkstatt (2019)



Quelle: Astrid Segert

Entsprechende Wartungs- und Pflegetätigkeiten finden üblicherweise nicht unmittelbar vor den Schauplatzinszenierungen, sondern im Anschluss statt. Sie bedürfen nicht nur zusätzlicher Arbeit, sondern auch entsprechendem Wissen und Können der involvierten Akteure. Liegen Letztgenannte nicht vor, bleibt nur die Möglichkeit, defekte Maschinen und Werkzeuge an Dritte zu geben, also etwa defekte Nähmaschinen an eine professionelle Nähmaschinenreparateurin und stumpfe Scheren an eine Messerschleiferin. Da die marktförmige Auslagerung von Wartung und Reparatur an Dritte mit zusätzlichen Kosten verbunden ist, sprechen auch ökonomische Gründe gegen einen sorglosen Umgang mit den Maschinen und Werkzeugen. Aber auch die in Eigenarbeit erbrachten Reparatur- und Wartungsarbeiten gilt es üblicherweise möglichst auf einem niedrigen Level zu halten, da sie viel Zeit in Anspruch nehmen können, die dann für die Weitervermittlung von Fertigkeiten des Erhaltens nicht zur Verfügung steht.

Solche Arbeiten können geringgehalten werden, wenn außer den Organisatorinnen der Schauplätze auch die Teilnehmerinnen selbst behutsam, sorgsam und pfleglich mit den besagten Maschinen und Werkzeugen umgehen. Die genannten Grundrezepte,

nämlich eine einführende Anleitung und Demonstration sorgsamem Umgang einerseits und ein Rückgriff auf möglichst robuste Maschinen und Werkzeuge andererseits, sind hierfür notwendig, aber nicht hinreichend. Zentral ist, dass es in der Inszenierung der Schauplätze gelingt, den Zeitfaktor des möglichst schnellen Erreichens aus dem Geschehen herauszulösen. Ein sorgsamer Umgang mit Werkzeugen und Maschinen (und den dabei genutzten Materialien) setzt eine langsame und behutsame Ausübung von Erhaltungspraktiken voraus, gerade auch dann, wenn die Teilnehmerinnen gar keine oder bislang nur geringe Erfahrungen im Umgang mit den betreffenden Maschinen und Werkzeugen gesammelt haben.

Das Spektrum an Erfahrungsschätzen ist dabei breit. Wie die verschiedenen Montagen illustrieren, reicht es etwa von der Laiin, die das erste Mal in ihrem Leben eine Bohrmaschine in der Hand hält, über den Vater und seine Tochter, die mit Nähmaschinen schon einigermaßen gekonnt umgehen können, bis hin zum Profi, der seinen Zuschauerinnen in seinem Tun kommentierend und verlangsamt zeigt, wie bei Reparaturen mit den Werkzeugen umgegangen wird. Erst das hilft dann mit, entsprechende Atmosphären zu erschaffen, in denen der viel besagte Weg das Ziel ist und es nicht unbedingt darauf ankommt, das jeweils eigene Projekt in der zur Verfügung stehenden Zeit auch fertig zu bekommen. Wenn das gelingt, bedarf es auch keiner Hinweise mehr, dass Maschinen und Geräte zum Schluss so gepflegt zurückgelassen werden, wie sie vorgefunden wurden.

5.4.3 Materialien (und ihre Lagerung)

Es sind aber nicht nur Werkzeuge und Maschinen, denen im Diskurs über Schauplätze des Reparierens und Selbermachens kaum Aufmerksamkeit zuteilwird, sondern auch die notwendigen Materialien, die in der Inszenierung der Schauplätze von den Teilnehmerinnen genutzt und weiterverarbeitet werden. Jeweils adäquate Materialien sind für alle Praktiken des gemeinsamen Erhaltens konstitutiv, wenn auch in unterschiedlichen Weisen und Intensitäten. Das Spektrum an Materialien ist naheliegender Weise sehr groß. Das betrifft etwa beim Nähen oder Polstern, Kleidungs- und Stoffreste, Stoffe, Garne, Knöpfe und anderes. Es betrifft Holz, Dübel, Nägel und Schrauben bei Holzarbeiten und Metallteile und Schrauben bei Metallarbeiten oder auch Schalter, Drähte, Isolierungen und Schrauben bei Elektroarbeiten. Es betrifft Farben, Lösungsmittel und Putzlappen beim Siebdruck, Plastikplanen und Garne beim Upcycling oder ganz einfach nur Garne beim Reparieren kaputter Kleidungsstücke wie Socken. Unter sachlichen Gesichtspunkten bezieht sich der Umgang mit Materialien nicht nur auf das Geschehen während der Inszenierung der Schauplätze – also auf den sorgsamem Umgang mit den Materialien – sondern auch auf das Sammeln, Sortieren und Lagern im Vorfeld oder im Anschluss an das hier im Zentrum stehende Geschehen. Das lädt dazu ein, diesem zusätzlichen Aspekten eines sorgsamem Umgangs besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Allein schon das Sammeln der notwendigen Materialien gestaltet sich vielschichtig. Unterscheiden lassen sich solche Schauplätze, in denen vorwiegend gebrauchte Materialien wieder und weiterverwendet werden, von anderen, in denen überwiegend neue Materialien vorkommen, also nicht gesammelt, sondern gekauft werden. Erstgenannte unterteilen sich dann noch einmal in solche, in denen die Materialien ganz oder weitgehend unverändert weiter genutzt werden, von solchen, in denen sie erst weiterver-

arbeitet werden. All dies wirkt sich erheblich auf das Sammeln aus. Immer ist aber ein prüfender Blick notwendig, der die Qualität des Gesammelten einschätzt. Eine unveränderte Weiternutzung von Materialien betrifft Möglichkeiten des Tauschens und Teilens etwa im Fall der Tauschbox. Bis auf den prüfenden Blick der Kümmerinnen verbleibt das Sammeln bei den rekrutierten Teilnehmerinnen der Box, ist hier im gewissen Sinne deckungsgleich mit dem (Ein-)Geben. Und weil die Fächer der Box wie im gewissen Rahmen auch das Stück Trottoir davor, die Größe der platzierbaren Dinge begrenzt, bedarf es auch weitgehend keiner weiteren Sortierungsarbeiten mehr – abgesehen von den üblichen und notwendigen Aufräumarbeiten der Kümmerinnen.

Simeon Hassemer

Gaben einschätzen, sortieren und wiederfinden

Die »Materialkoje« ist eine Art begehrter Schrank für allerlei Werkzeuge und Materialien, der im Parterre eines Mehrparteienhauses an einer vielbefahrenen Straße in Gürtelnähe verankert ist. Die Fläche wurde einem zivilgesellschaftlichen Verein zur Stadtraumentwicklung zum unentgeltlichen Gebrauch überlassen. Allerdings steht im Zuge möglicher Eigentümerinnenwechsel und Hausanierungen immer wieder auch die Nutzung des betreffenden Hauses in Frage, wodurch das Materiallager einen neuen Ort finden müsste. Ein kohlefarbener Schriftzug auf goldfarbenem Grund markiert unscheinbar, dass hier – hinter der schwarzstaubkontaminierten Fassade – die Koje ist. Aufmerksame Besucherinnen können an der Tür, die mit Flyern und einem handschriftlich mehrfach ausgebesserten »Opening«-Aushang behängt ist, an Informationen gelangen, durch die sie hinter die Tür an den Umschlagplatz für Ressourcen und Reststoffe kommen können.

Zu Fuß und mit dem Fahrrad, dem Auto, der U-Bahn und der Straßenbahn finden Interessierte an den unscheinbaren Ort an der lauten Straße. Immer wieder sammeln sich in der Witterungsnische der Tür Taschen an, in denen sich Stoff- und Farbreste, Bücher oder allerlei Spielzeug und Verpackungsüberbleibsel befinden. Hinter der Tür bieten, parallel zueinander, deckenhohe Metallregale Stellen für allerlei Objekte in oder außerhalb von Sammelkisten, wobei ein Regal als Büro dient. In den vier Ecken des Gangs und in einer Hinterkammer stapeln sich periodenweise größere Dinge wie gebastelte Pferdeköpfe vergangener Kinder-Workshops, taschenweise Verpackungen und Behältnisse, die lokale Unternehmen wie ein medizinisches Labor weiterschenken. Andere schmiegen sich an freien Wandstücken an wie Fahrradmäntel oder eine Leiter, mit der die Freiwilligen die oberen Regale zur Hand haben. Neben dem Türrahmen am Eingang und der Kammer erinnern Dokumente, dass »*Material Mitnahme gegen eine freie Spende möglich!*« ist und mit einer Jahresmitgliedschaft von 30 € das Materiallager kostenlos nutzbar ist. Gerahmte Urkunden etwa eines Umweltpreises für »Partizipation und zivilgesellschaftliches Engagement«, unterstützt vom Nachhaltigkeitsministerium, oder der »Smart City Award des Klima- und Energiefonds« beglaubigen die Qualität des Bottom-up-Projektes.

Neben Maria, die die Koje initiiert hat, begegnen Interessierte vor Ort zweimal im Monat, wochentags zwischen 18 und 19 Uhr den Freiwilligen, Lea und Doris. Maria koordiniert die Freiwilligen vor Ort durch Klebezettel und nimmt

die Bewerbung für Preise, auf Pinterest, Facebook, der Vereinshomepage, dem Bezirksblatt und in Workshops zusammen mit anderen Kursanbieterinnen des Vereins vor. Zudem hinterlegt sie Materialien wie Handy-Hüllen und Werkzeuge wie Nähmaschinen für Re-Use- und Upcycling-Workshops von Vereinsmitgliedern. Letztlich springt Maria auch für Doris und Lea ein und öffnet auf persönliche Anfrage per mobilem Telefon oder E-Mail den Raum. Gerade die vorausgesetzte Beweglichkeit von Maria macht den Standort der Kojе hinsichtlich der Gelnähe zu Marias Wohn-, Arbeits- und dem Vereinsraum relevant, was die Zugänglichkeit und neue Verankerungsmöglichkeiten der Kojе entscheidend beeinflusst.

Lea, Studentin der Bildungswissenschaften und teilzeitarbeitende Kinderbetreuerin, sowie Doris, Angestellte eines großen Kindergartenbetreibers, sind durch Upcycling-Workshops des Vereins an ihrer Arbeitsstelle auf die Kojе aufmerksam geworden, in der sie sich seitdem engagieren. Beide gehen auf Fragen von Gabenantragenden und -suchenden ein, begrüßen sie, begeistern sich für Fundstücke oder Mitgebrachtes und führen Neulinge in den Ort ein. Unterdessen updaten sie sich, was die letzten Wochen in ihrem Leben passiert ist und in naher Zukunft geschieht. Allerdings verteilt sich ihre Begegnung mit den Menschen und Dingen im schmalen Gang zwischen den Regalen durch die Tätigkeiten, denen sie nachgehen. So sieht Doris im hinteren Gangbereich gefüllte Taschen an Gaben und legt Stoffe sorgfältig zusammen. Sie betrachtet Wertstücke, legt sie auf das Büroregal, schreibt Notizen für Maria, sortiert Etwaiges im händischen Nahbereich in Regale ein, übergibt Dinge Lea oder legt Gefundenes für den eigenen Arbeitsbedarf in eine mitgebrachte Tasche ab. Sie wägt hierbei laut ab, ob die Kinder das zum Basteln und Kreativsein brauchen und bemerkt schlussendlich, sie gehe schon wieder mit so vielen Taschen. Lea bewegt sich im vorderen Gang, nimmt Dinge von Doris an, hält Rücksprache über einen möglichen Kojenplatz der Dinge mit Doris und sortiert diese quer, hochkant, gefaltet, gerollt oder anderweitig zusammengestaucht in die Regale ein. Sie macht Platz in Regalen und Kisten durch Umschichten und verschafft so Dingen mehr (Un-)Sichtbarkeit. Damit und im Benennen der Dinge, der Aufforderung zum Schauen oder den Bewertungen, dass etwas schön, praktisch oder gut ist, der Frage danach, wer wohl so etwas weggebe, setzt sie die Dinge in ihrer Hand vor Doris und je nach körperlicher Ausrichtung auch vor den Besucherinnen in Szene.

Hier, zwischen den Regalen, sind zwei bis acht Interessierte pro Termin inmitten der Kojе mit dem sanften Rauschen des Verkehrs an einem einzigartigen Ort. Hier zieht es pragmatisierte oder angehende Lehrerinnen und angestellte Pädagoginnen verschiedenen Alters aber auch andere Sorgetragende wie Mütter und wenige Väter bis hin zu selbstorganisierten Tagesmüttern (35-45 Jahre) hin. Und selten besuchen pensionierte und studierende Bühnen- oder Kostümbildnerinnen selbstorganisierter Theatergruppen oder Computerspielszenen die Kojе, die ihre Projekte unterstützt.

Das Finden, Suchen und Hergeben von Dingen kann unterschiedliche Fertigkeiten voraussetzen und ist dabei in die Ziele eingebettet, die die Besucherinnen verfolgen. Lehrerinnen, Pädagoginnen und Kulturschaffende koordinieren oftmals mit Terminkalendern den Besuch. Sie erreichen die Kojе aus ganz Wien und

Umgebung und befüllen mehrere Taschen. Auf Nachfragen konkreter Suchobjekte folgen von Freiwilligen wie Besucherinnen vage Antworten.

Foto 31: Ein Blick in die Kojе (2019)



Quelle: Maria Sulzer

Etwas könnte sich eher in dem Regalabschnitt befinden, sagen die Freiwilligen oder Besucherinnen antworten, indem sie ein Vorhaben und Gebrauchseigenschaften beschreiben, ihr bloßes Schauen bekunden. Die Vagheit kann aber auch zum Abbruch der Suche führen. Die Kojе ist den Betreffenden dann zu ungeordnet oder das Fehlen von Anleitung wird bemängelt. Beim Stöbern in den gezeigten Suchregionen oder an freien Stehplätzen vor Regalen zum Suchen, zeigen die Unbeirrten sich untereinander Gefundenes, bei dem sie unsicher sind, ob sie diese mitnehmen sollen oder ihre Kolleginnen damit etwas kreativ erschaffen könnten. Mit Fragen zum Projekt, dem Verein und dem Newsletter, die die Freiwilligen selten beantworten können, weil sie nicht wissen, was mit dem Ort in den nächsten Monaten passiert, geben die Pädagoginnen manchmal Geldspenden (10-15 €). Lea beteuert dann, es sei nicht nötig und die Besucherinnen verlassen den Ort. Immer wieder sprechen sie dabei eine Hoffnung aus: »Dann hoffentlich bis zum nächsten Mal« oder: »Hoffentlich bekommts ihr ne neue Location.« Andere holen eingangs ähnlich einem Gastgeschenk Kunstefe oder ein Stoffmuster aus ihren Taschen hervor und warten Reaktionen der Freiwilligen ab, die ihnen bestätigen, dass es ein passender Gegenstand ist. Dann erkunden sie den Raum und Doris ermuntert »ruhig so viel« mitzunehmen, wie man möchte. Manchmal fordern sie auch eine Reaktion der Freiwilligen, indem sie etwa eine mitgebrachte Stehlampe im

engen Eingang aufbauen, sie ausgiebig testen und über deren Qualität eine Geschichte erzählen.

Dagegen kommen Elternteile mit Kleinkindern auch am Heimweg von der Arbeit, der Volksschule, dem Kindergarten oder nach Einkäufen zu Fuß vorbei und bemerken, dass heute die Tür offen ist. Mit schweren Einkaufstüten oder nur mit kleinen Tagesrucksäcken, nehmen sie deutlich weniger mit. Sie formulieren Ad-hoc-Regeln, wie viel ihre Kinder nehmen dürfen, fragen Lea nach Kleinspielzeug wie Flummis oder Wolle. Sie kommentieren leise die Fundstücke, die ihre Kinder ihnen zeigen oder mit denen ihre Kinder am Boden spielen, indem sie sagen: »Davon hast du schon so viele« oder: »Das wäre auch was für Leon«, ein Geschwisterteil. Die Kleinkinder durchsuchen eher im vorderen Bereich Sammelkisten, die die Kleinigkeiten fassen, die sie direkt in ihr Spielen einbinden können. Währenddessen explorieren die Kulturschaffenden und Pädagoginnen Regale, deren Inhalte nach stofflicher Ähnlichkeit, ehemaliger Verwendung oder Größe sortiert sind. So stellt die Materialkoje einen Schauplatz dar, an dem ganz unterschiedliche Dinge wiedergefunden werden und Menschen sich begegnen.

Komplexer sehen diese Abläufe bei Schauplätzen aus wie offenen Nähwerkstätten, dem dargestellten Nähkurs für die ganze Familie, Upcycling-Workshops mit Stoffen und Bekleidungsstücken oder auch Upcycling-Prozessen bei der Herstellung von Accessoires wie Taschen und Ähnlichem, Schauplätzen also, die in beiden Stadtteilen von zivilgesellschaftlichen Initiativen, intermediären Organisationen oder privatwirtschaftlichen Kleinunternehmen in Szene gesetzt werden. Die nicht kommerzielle Verwendung solcher Materialien etwa in den Workshop-Angeboten zivilgesellschaftlicher Initiativen basiert wie im Fall der Tauschbox auf Spenden oder Eingaben Dritter, also jener Menschen, die ihre aussortierten Kleidungsstücke extra aufheben und zur Initiative hinbringen, damit sie dort angenommen, sortiert und für die Weiterverwendung bearbeitet werden. Es eignen sich keineswegs alle Materialien, wie sich anhand von Textilien illustrativ verdeutlichen lässt. Stoffe und Kleidungsstücke etwa, deren Qualität zu stark gelitten hat, werden aussortiert. Gut erhaltene Kleidungsstücke wiederum sind zu schade, um sie einem Upcycling zuzuführen. Sie werden für Kleidertausch-Events beiseitegelegt, während für das Upcycling geeignete Kleidungsstücke unter Umständen in ihre Bestandteile zerlegt werden. Vor allem die Knöpfe von Hemden, Jacken oder Hosen sind es, die sich abtrennen lassen und die separat gelagert werden, um sie einer flexiblen Nutzung zukommen zu lassen. Hinzu kommen dann weitere Materialien wie Reiss- und Zipverschluss, Garne und vor allem auch eine Vielzahl von Nähmaschinenadlern, deren Verschleiß einkalkuliert wird. Die Materialien variieren, je nachdem, welche Aktivitäten angeboten werden. Ähnliches ließe sich auch bezogen auf andere technische Bereiche, etwa die Elektrogeräte-Reparatur, ausführen. Hier kommt zusätzlich hinzu, dass sichergestellt wird, dass nur mit solchen Materialien wie Kabel, Stecker und anderen gearbeitet wird, deren gefahrlose Funktionstauglichkeit geprüft wurde.

Von der nicht gewerblichen Weiternutzung von Materialien lässt sich ihr gewerbliches Pendant abgrenzen. Hier sind es zumeist keine Einzelpersonen, die Materialien spenden, sondern es geht um marktförmigen Kauf. Der Bezug hochwertiger weiterverwendbarer Materialien orientiert sich an aussortierten Beständen aus der Wirtschaft wie hochwertigen Kunststoffplanen, deren Nutzungsdauer in der Indust-

rie erreicht ist oder die nicht gebraucht werden oder bedruckte Stoffe, die aufgrund von Druckfehlern in der industriellen Fertigung nicht weiterverwendet, aber als hochwertige Materialien weiter genutzt werden können. Hier kommt es dann weniger auf eine große Vielfalt an ganz unterschiedlichen Materialien, etwa auch unterschiedlichen Stoffarten (Baumwoll-, Jerseystoffe und andere) an, sondern auf eine langfristig angelegte Sicherstellung größerer Materialmengen. Auch hier bedarf es der Sichtung und der nützlichkeitsbezogenen Qualitätskontrolle, damit die entstehenden Endprodukte wie Taschen (möglichst) keine Mängel aufweisen. In allen Fällen aber bedarf es ausreichend Raum und entwickelte Archive, um die Materialien zu lagern. Gerade die Lagerung erweist sich immer wieder als Flaschenhals, weil die betreffenden Interaktionsorte in der Regel über keine großen Lagerkapazitäten verfügen.

Foto 32: Stoffregal einer zivilgesellschaftlichen Initiative (2020)



Quelle: Michael Jonas

Gleich zu welchem Typ eine Organisation zugeordnet werden kann, allen Interaktionsorten stehen nur begrenzte Raumkapazitäten zur Verfügung. Grundsätzlich lassen sich Lagerkapazitäten danach unterscheiden, ob sie sich innerhalb der betreffenden Interaktionsorte oder ob sie sich in Form von Lagerräumen außerhalb befinden. Am verbreitetsten ist die Variante, bei der innerhalb eines Interaktionsortes, in dem Praktiken gemeinsamen Erhaltens inszeniert werden, auch Lagerkapazitäten dafür vorhanden sind. Das betrifft Reparaturcafés, ganz unterschiedliche Workshop-Angebote in gewerblichen und nicht gewerblichen Interaktionsorten und offene Werkstätten aller Art. Hier befinden sich in den Werkstätten, Verkaufslokalen, zivilgesellschaftlichen Vereinsräumen oder intermediären Organisationen spezifische Lagerungsmöglichkeiten (Foto 32), angefangen von Regalen (für Stoffe u.a.) bis hin zu separaten Lagerräumen. Eine Seltenheit sind hingegen Interaktionsorte, die mit einem weiteren nahegelegenen Ort des DIY-Urbanismus verbunden sind wie zivilgesellschaftliche Initiativen mit einem Materiallager und selten sind ebenfalls DIY-Schauplätze, die innerhalb der Räumlichkeiten einer intermediären Organisation, also etwa in Nachbarschaftszentren karitativer Trägerinstitutionen, lokalisiert sind. Hier und nur hier

kann davon ausgegangen werden, dass der Aspekt der Materiallagerung weniger Schwierigkeiten bereitet, da genügend Raum zur Verfügung gestellt werden kann.

Davon lassen sich zusätzlich noch alle Schauplätze abgrenzen, die innerhalb der jeweils relevanten Interaktionsorte oder im öffentlichen Raum über gar keine dauerhaften Lagerkapazitäten verfügen. Zur letztgenannten Variante zählen etwa mobile Reparaturcafés, Schaureparaturen oder materialarme Events wie das Sockenstopfen auf diversen öffentlichen Festen oder Märkten. Dazu zählen aber auch Angebote vorwiegend gewerblicher EPU, die etwa innerhalb spezifischer Interaktionsorte wie einer Papeterie ihre eigenen Workshops anbieten. Beispiele dieser Variante verfügen zwar mitunter über anderweitige Lagermöglichkeiten, in der Inszenierung der Schauplätze jedoch bedarf es dann einer möglichst genauen Materialvorplanung, die nur hochgradig bedingt einen zusätzlichen Materialverbrauch berücksichtigen kann. Ausnahmen sind aber auch jene offenen oder gewerblichen Werkstätten, in denen vornehmlich nur Werkzeuge, aber keine Materialien und vor allem keine alten, schon gebrauchte Materialien vorgehalten werden, wo also zumeist neuwertige Materialien von den Nutzerinnen erst gekauft, in die Werkstätte(n) gebracht und dort zu einem neuen Artefakt verarbeitet werden.

5.4.4 Dinge (und ihre Bewertungsformen)

Von den Materialien lassen sich weitere Artefakte abgrenzen. Es geht hier um bereits vorhandene Dinge oder Gebrauchsgegenstände, die in den Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens restauriert, repariert, instandgesetzt, mitunter veredelt oder eben einfach nur weitergegeben werden. Die Spannweite solcher Alltagsgegenstände ist sehr groß, das wurde schon betont. Ähnliches gilt aber auch für die Beziehungsintensität, die zwischen Menschen und Dingen im jeweiligen Fall vorliegt, die stark variieren kann und den jeweiligen Umgang mitprägt. Das kann in einem Fall ein besonders geschätzter Gegenstand sein, der mit Erinnerungen etwa an andere Personen verbunden ist und nun – aufwändig oder nicht – restauriert werden soll. Es kann sich aber auch einfach nur um Alltagsgegenstände wie eine Porzellantasse handeln, die nicht mehr gebraucht oder gemocht, trotzdem aber nicht als Müll klassifiziert wird, den es zu entsorgen gilt, sondern als etwas noch Wertvolles, dessen Nutzungsdauer durch den Akt der Spende oder der Gabe verlängert werden soll. So unterschiedlich diese Spannweite und auch die jeweilige Beziehungsintensität ausfallen, gemein ist ihnen, dass der Wert der involvierten Gegenstände grundlegend als so hoch eingeschätzt wird, dass diese Objekte einer weiteren Nutzung zugeführt werden sollen – sei es durch eine Person selbst oder durch andere. Andere Personen kommen (potentiell) relativ häufig ins Spiel. Das gilt nicht nur, wenn Dinge ohne jede Gegengabe (wie im Fall der Tauschbox, der Bücherschränke oder des Kleidungsstausch-Events) oder in einer Art Tausch (wie im Fall von Tauschbörsen) angeboten werden, sondern auch, wenn Dinge nach einer Reparatur oder nach einem Upcycling verändert oder wenn völlig neue Dinge geschaffen werden, die anschließend verschenkt, in seltenen Fällen auch verkauft werden. Wie die Montagen über die Tauschbox und über den Kleidertausch illustrieren, gibt es Schauplätze, in denen eine große Anzahl nutzbarer Dinge relativ schnell einer (potentiellen) Weiternutzung durch andere vermittelt werden kann.

Das ist ein Spezifikum von Schauplätzen des Teilens und Tauschens. In den überwiegenden Fällen, in denen es nicht um das Teilen und Tauschen geht, geht es hingegen

darum, dass die betreffende Person Dinge selbst weiter nutzen möchte. Hier kommen dann alle möglichen Dinge ins Spiel, die bei den ganz unterschiedlichen Schauplätzen des Reparierens, des Upcyclings und des Kreativseins im Zentrum stehen.

Foto 33: Defektes Radio in einem Reparaturcafé (2019)



Quelle: Michael Jonas

Wie die Schauplatzmontagen illustrieren, mögen das beim Reparieren eine alte Schreibmaschine, kaputte Socken, Staubsauger, Kaffeemaschinen oder eine defekte Herdplatte sein, beliebte Dinge bei Reparaturcafés sind auch defekte Lampen oder Radios und anderweitige Elektrogeräte (Foto 33). Ihre Besitzerinnen wollen sie reparieren (lassen), weil sie sie nicht nur etwa als liebgewonnene Erinnerungsstücke weiter aufbewahren, sondern wieder neu gebrauchen möchten. Diese Dinge unterscheiden sich von denjenigen, die als geschaffene Kreationen ans Licht der Welt kommen. Als solche stellen sie fast immer Einzelstücke dar wie Bienenwachstücher, aus Kochtöpfen oder mit Drähten und bunten Papieren und anderen Materialien geschaffene Lampen, Notebook-Taschen, aber auch Siebdrucke, Schmuckketten oder ausgefallene Papierboxen oder Kleidungsstücke. Es geht um besondere Artefakte, die nur aus Materialien oder aus Kombinationen von Materialien und Teilen ausgewählter Gegenstände neu erschaffen werden und damit, wenn sie gelingen, ein besonderes Potential haben, affektive Bindungen zwischen ihnen und den künftigen Nutzerinnen zu erzeugen oder zu erhalten.

Gerade an diesen Dingen lassen sich unterschiedliche Aspekte eines sorgsamen Umgangs verdeutlichen. Hierzu lohnt sich ein Rückgriff auf die Bewertungsformen in der ökonomischen Sphäre, auf denen die Beziehungsintensitäten zwischen

den Personen und den warenförmigen Dingen beruhen, die Boltanski und Esquerre (2019a) als wesentlich für die Durchsetzung des von ihnen analysierten integrierten Kapitalismus beziehungsweise der Bereicherungsökonomie hervorgehoben haben (Kap. 2). Es zeigt sich, dass etwa die Materialien und die gebrauchten warenförmigen Dinge, um die es in den Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens oftmals geht, vornehmlich mithilfe der Standardform oder der Trendform und nur in seltenen Fällen mithilfe der Sammlerform vermarktet und in das Eigentum der Personen gekommen sind.

Es geht also um kurz- bis langlebige, qualitativ minder- oder hochwertige Standardprodukte der flexiblen Massenproduktion, die sich durch eine je spezifische Funktionalität auszeichnen, die im Zeitverlauf durch Defekte, Kurzlebigkeit, Geschmacksveränderungen oder andere Einflüsse für die betreffenden Personen verloren gegangen ist oder verloren zu gehen droht. Die Mobilisierung dieser Dinge (und der Materialien) in vielen Schauplätzen beruht aber nun darauf, dass die Interaktionslogik des Marktes mit ihren unterschiedlichen Bewertungsformen zumindest temporär und partiell außer Kraft gesetzt wird, weil die subjektiv nutzlos gewordenen Dinge nicht weggeworfen und vernichtet werden. Sie werden vielmehr (wie schon ausgeführt) entweder weitergegeben oder sie werden mithilfe der Mobilisierung weiterer nicht ökonomischer Interaktionslogiken wieder einer persönlichen Weiternutzung vornehmlich durch Reparaturarbeiten zugänglich zu machen versucht. In Ausnahmefällen mag hierbei die von Boltanski und Esquerre (2019a) hervorgehobene Sammlerform der Bewertung partiell mit zum Zuge kommen, also als Sammlerstücke bewertete Dinge in Schauplätzen des Restaurierens und Reparierens als reparaturbedürftige Objekte auftauchen. Das können alte Sessel und Stühle sein, die fachgerecht wieder instandgesetzt werden sollen, oder auch kaum mehr am Markt erhältliche Elektrogeräte wie ein altes Radio, das als seltenes Gut bei manchen Sammlerinnen hoch begehrt sein mag. Abweichend aber von der Sammlerform wird in den Schauplätzen auf die Investition hoher Restaurierungskosten durch die Inanspruchnahme professioneller Dienstleistungen verzichtet, die für eine marktförmige Veräußerung des Sammlerstücks als Qualitätsgarant unumgänglich ist. Stattdessen wird versucht, Reparatur und Restaurierung selbst oder zumindest mit fremder Hilfe durchzuführen. Die betreffenden Dinge zeichnen sich in der Regel zwar ebenfalls wie die in den Sammlungen enthaltenen Waren durch Geschichten aus, die mit ihnen verknüpft sind. Ihre Bewertung bleibt aber subjektiv, das Marktpotential des relevanten Dinges wird nicht aufgerufen, das Ding nicht zur Ware – genauso wie in üblicherweise jenen Fällen, in denen defekte Standardprodukte als Dinge durch Reparatur- und Erhaltungsarbeiten einer Weiternutzung zugeführt werden.

Als Waren tauchen Dinge hingegen üblicherweise in kommerziell betriebenen Schauplätzen auf. Das betrifft etwa Workshops kommerzieller Anbieterinnen, die gegen eine Teilnahmegebühr und mit unter Umständen zusätzlichen Materialkosten entweder die Reparatur vorhandener Objekte wie Fahrräder, Schneidwerkzeuge oder auch Möbel umfassen. Es betrifft auch Workshops der kreativen Herstellung neuer Objekte wie Schmuckstücke, Siebdrucke, Töpferwaren, Strickwaren oder Papierschachteln. Im Gegensatz zu den oben beschriebenen Dingen spielt hier für die Bewertung und damit auch für die Nachfrage die Trendform eine zentrale Rolle. Den primär ökonomisch basierten Inszenierungen von Praktiken des DIY-Urbanismus kommt zugute, dass sich mit den im Zentrum stehenden Objekten kulturelle Differenzen im

besonderen Maße darstellen lassen, die zu Waren des Massenkonsums einen Gegenpol bilden, was Nichteingeweihten mitunter verborgen bleibt. Die Inszenierung solcher kulturellen Differenzen etwa durch die Reparatur des hochwertigen oder alten Fahrrads oder durch das eigenhändig durchgeführte Schärfen hochwertiger Küchenmesser funktioniert dann nicht von allein. Und auch eine während eines Workshops selbst kreierte Papierschachtel oder Schmuckkette mag mit ihrem je besonderen Design nur bedingt von Dritten als einzigartige Eigenarbeit identifiziert werden können. Hier bedarf es dann kommunikativer Hinweise auf die in den kreativen Aktivitäten gewonnenen Erfahrungen und Fertigkeiten der Erhaltung, um kulturelle Distinktion innerhalb oder außerhalb des eigenen Milieus zu markieren. Als Waren können aber auch Dinge auftauchen, die in den Schauplätzen aus wiederverwendbaren Materialien wie Plastikplanen, Stoffbahnen oder auch Fahrradschläuchen gefertigt werden – in den untersuchten Stadtteilen etwa in intermediären Organisationen oder in Newcomer-Unternehmen. Diese Interaktionsorte leben davon, dass sie Trendprodukte verkaufen wie Taschen, andere Accessoires oder Bekleidungsstücke, auch wenn die Vermittlung von Fertigkeiten ökonomisch ebenfalls zentral sein kann wie bei Eingliederungsprojekten schwer vermittelbarer junger Arbeitssuchender. Bei den Objekten handelt es sich um halbstandardisierte Produkte, die möglichst in größerer Stückzahl händisch angefertigt werden und etwa in Museumsgeschäften oder in kleinen Boutiquen mit Innenstadtlage verkauft werden. Vor allem der Erfolg der beteiligten Newcomer-Unternehmen hängt davon ab, dass ihre Produkte im Trend liegen und dabei noch nicht überholt sind. Denn nur dann können sie von trendorientierten Käuferinnen als Distinktionsmittel eingesetzt werden.

Anders verhält es sich in all jenen Fällen, in denen Materialien und Dinge dem Upcycling unterzogen werden, um dabei selbst neue Objekte zu erschaffen. Diese Objekte weisen zwar viele der Merkmale auf, die Boltanski und Esquerre Dingen zurechnen und die potentiell Bewertungen mithilfe der Trendform unterzogen werden können, in der Gegenwart aber (noch) keine Waren darstellen. Es geht etwa um im Rahmen von Schauplatzinszenierungen erschaffene Bienenwachstücher, Lampen, Laptop-Taschen, Kleidungsstücke und vieles mehr, die von ihren Erzeugerinnen in der Regel als Einzelstücke hergestellt werden, selbst wenn es hierzu schon käuflich erwerbende Pendants geben mag. Ihre Erschafferinnen mögen diese Gebrauchsgegenstände selbst nicht als Trendobjekte einschätzen. Dennoch markieren sie Distinktion und zwar umso stärker, je einzigartiger – oder, wie Reckwitz formulieren würde, singulärer – sie ausfallen. Je besser diese Dinge aus der Perspektive ihrer Schöpferinnen geworden sind, desto größer ist die Chance, dass sie als besonders wertvoll im Rahmen sorgsamer Erhaltungspraktiken eingeschätzt werden. Wichtig dafür ist aber ohne Zweifel, dass die Dinge auch die Funktionen erfüllen können, die ihnen im Erzeugungsprozess zugeschrieben werden. So sollte das Bienenwachstuch im Alltag dazu dienen können, Lebensmittel frisch zu halten, eine Lampe dazu, ausreichend und angenehmes Licht zu spenden oder ein auffällig designtes Kleidungsstück sollte dann auch getragen werden können.

5.4.5 Die Sorge der Materialitäten

Wenn Interaktionslogiken immer auch Interobjektionslogiken sind sowie Fertigkeiten zwischen Menschen und Materialitäten verteilte Phänomene darstellen, die mit Interobjektionslogiken verbunden sind, so sind die bisherigen Ausführungen in

Bezug auf die Repräsentationsleistungen von Objekten noch nicht hinreichend. Sie verdeutlichen zwar, wie involvierte Personen mit den Objekten in den Praktiken der Erhaltung umgehen und wie dabei unterschiedliche Interaktionslogiken zum Zuge kommen. Sie sagen aber noch nichts darüber aus, wie die Objekte selbst agieren, wie sie also selbst sich auf die Akteure auswirken, wenn diese sich in Erhaltungspraktiken engagieren.

Um dies zu thematisieren, bedarf es eines Perspektivenwechsels, und zwar eines solchen, der unmittelbar an die Argumente von der prefigurierenden Kraft der Praktiken und von den atmosphärischen Qualitäten der Orte anschließt. Damit wird es möglich, den dritten Aspekt in der Inszenierung der Schauplätze des Reparierens und Selbermachens zu benennen, der nicht unmittelbar in den involvierten Akteuren selbst verortet ist. Hierbei geht es keineswegs um fundamentalontologische Aussagen über Ding-Mensch-Beziehungen, wie sie mancherorts im praxistheoretischen Diskurs gepflegt werden. Vielmehr geht es darum zu fragen, wie die Objekte auf die Akteure wirken, wenn diese ihnen innerhalb und außerhalb der beschriebenen Schauplätze begegnen. Es ist so gut wie unmöglich, dass einzelne Aspekte von Objekten unabhängig von den konkreten Mensch-Ding-Beziehungen die beteiligten Akteure affizieren. Objekte sind an sich wahrnehmungsoffen. Sie sind als solche grundsätzlich so ausgelegt, dass Menschen sie ganz unterschiedlich wahrnehmen können, auch wenn ihre spezifische Beschaffenheiten und Kontextualisierungen bestimmte Wahrnehmungs- und auch Nutzungskorridore wahrscheinlicher machen als andere (Jonas 2019). Das gilt erst recht, wenn ihnen in industriellen Produktionsprozessen bestimmte Nutzungsfunktionen durch industrielles Design zugewiesen wurden. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn Standardprodukte ihre Entsorgung nach Abnutzungserscheinungen und bei faktischen Defekten nahelegen oder wenn Trendprodukte zur Entsorgung nach Ablauf des Trends auffordern (Boltanski/Esquerre 2019a).

Einerseits lässt sich der potentiellen Affizierungsleistung von Objekten nachgehen, wenn wir danach fragen, wie solche Objekte in den Schauplätzen selbst in besonderer Weise wahrgenommen werden können. Reparaturcafés sind hierfür ein gutes, wenn nicht das Paradebeispiel, aber letztendlich lassen sich in den meisten der von uns berücksichtigten Schauplätze Fälle finden, in denen diese Affizierungsleistung gelingt. In Reparaturcafés werden in vielen Fällen solche Objekte gebracht, die ihren Eigentümerinnen besonders am Herzen liegen, ihnen wichtig sind, weil sie etwa eine bestimmte Geschichte mit ihnen verbinden, die beispielsweise durch den Verlust der Funktionsfähigkeit eines Alltagsgegenstandes verloren zu gehen droht. Wir hatten darauf schon hingewiesen. Das besondere Potential an positiv konnotierten Objekterfahrungen liegt hier generell darin, dass Dinge repariert werden können und dass dies im Erfolgsfall mindestens der Eigentümerin und den beteiligten Reparaturprofis glückliche und sinnstiftende Momente schenken kann. Neben den möglichen Reparaturererfahrungen, die hier kollaborativ gewonnen werden können, gehören gerade diese Reparaturrerfolge zu den genuinen Qualitäten dieser Schauplätze. Als besondere Fälle lassen sich aber jene Beispiele bezeichnen, in denen diese besondere Affizierungsleistung eben nicht nur die unmittelbar Beteiligten, sondern zusätzlich auch viele umstehenden Akteure berührt, wie sich dies in einer Schilderung eines solchen Ereignisses manifestiert:

IP: »Das war einer der schönsten Momente eigentlich, finde ich für mich, wo eine Frau gekommen ist mit so einem alten Abspielgerät, wo Du Singles auflegen kannst. Das war so ein kofferrmässiges Abspielgerät halt, so aus dem Jahre Irgendwann. Ja, und die haben da so lange herumgewerkelt [...] Und das war so genial, weil die so herumgetüftelt haben und sie hat auch so herumgetüftelt irgendwie mit dem freiwilligen [Reparateur]. Und es war so ein Wahnsinn, weil plötzlich irgendwie, plötzlich ist eine Musik, plötzlich hat eine Musik den Raum irgendwie eingenommen. Diese alte Single. Ich habe keine Ahnung, mit dem Mann im Mond oder sonstiges. Und der ganze Raum war dann so: ›Wow!‹ [...] Also, es war so eine, durch diese Musik, durch dieses Abspielen einer Single, ja, hat es den ganzen Raum und alle Leute erfasst. Es war wunderschön! Also, es war so ein Erlebnis, wo man sagt: ›Wow!‹ Das gibt es ganz selten.« (N1: 837-850)

Das hier geschilderte Ereignis verweist auf die Kraft von Objekten, sich in den Schauplätzen mitzuteilen. Dabei braucht das reparierte Objekt die Hilfe vor allem eines weiteren Dings, um sich in die Erinnerungen der Beteiligten einzuschreiben. Die in der Erzählung der Single zugeschriebene Affizierungsleistung geht eigentlich auf den Plattenspieler selbst zurück. Ohne seine Reparatur hätte die Single nicht abgespielt werden können. Das bedeutet, das auf der Single enthaltene Lied hätte für sich betrachtet kaum Affizierungsleistungen bei den Anwesenden erzeugen können. Erst als repariertes Ding vermag der Plattenspieler in Kombination mit der Single eine objektbasierte Atmosphäre zu erzeugen, die eine besondere Stimmung in dem Schauplatz erschafft, die später erinnert und gegebenenfalls handlungsorientierend wirken kann.

Andererseits weisen selbst industrielle Standardprodukte noch Nutzungsmöglichkeiten auf, die in ihrem Design eigentlich auszuschließen versucht wurden. Reparaturen sind nicht immer möglich oder auch gewünscht. Eine Tasse ohne Henkel kann aber immer noch als Trinkgefäß oder auch als Blumenvase genutzt werden. Ähnlich kann eine abgenutzte Zahnbürste als Reinigungsbürste einer Fahrradkette eingesetzt werden. Es sind solche versteckten Nutzungsmöglichkeiten und Funktionen, die Personen neben ihren Erinnerungen an frühere Nutzungen dazu bewegen, bestimmte Dinge trotz Defekten weiterzuverwenden, sie durch Auftragsvergabe gewerblich reparieren zu lassen oder sie eben Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens zugänglich zu machen. Dort können sie als zu reparierende Dinge erhalten oder auch in Teilen im Rahmen von Upcycling-Praktiken in einer Weiternutzung gebraucht werden. Hier folgen wir Oli Mould: »[A]ll that is needed from humans is to connect with the objects' *already existing* agency to affect and ›estrangle‹ our own behaviours.« (Mould 2019: 475)

Das Geheimnis von Objekten liegt gerade darin, dass in ihnen viele Nutzungsmöglichkeiten potentiell enthalten sind. Die meisten davon weichen von jenen Möglichkeiten ab, die ihnen im Zuge ökonomischer Wertschöpfungsprozesse und gerade auch in der Bewertung mithilfe der unterschiedlichen Bewertungsformen angeheftet werden. Vor allem darauf zielt die Formulierung von Mould. Als Nutzerinnen von Waren sind wir eingelagert in die Konsumtionskorridore, die den kommodifizierten Dingen von außen aufgezwungen wurden. Zugleich enthalten diese Dinge auch immer ein nicht kommodifiziertes und nicht kommodifizierbares Mehr an Verwendungsweisen, das in diesen Korridoren nicht vollständig ausgeblendet werden kann.

Dieses Mehr wahrzunehmen ist einerseits etwas durchaus Subjektives: Eine Ware etwa kann subjektabhängig jenseits ihrer Warenförmigkeit als wertvoll weiter nutz-

bares Ding (ein)geschätzt werden. Oder es werden für sie neue Nutzungsmöglichkeiten entdeckt oder auch nur erahnt oder dies geschieht gar nicht. Andererseits bedarf es dazu der Handlungsmächtigkeit der Objekte: Die Dinge affizieren die Personen, indem sie ihnen weitere Nutzungs- und Gebrauchsweisen nahelegen und sie daran erinnern, dazu ermuntern und es ihnen nahelegen, etwas anderes mit ihnen zu machen. Und wenn das, was die Objekte tun, auf den hier passenden Begriff gebracht wird, spricht vieles dafür, diese Handlungsfähigkeit als *Sorge der Materialitäten* zu benennen.

5.5 Akteure des gemeinsamen Erhaltens

Im Anschluss an die Analyse der Praktiken des Erhaltens, den dazu gehörenden Orten mit ihren Atmosphären und den involvierten Objekten mit der ihnen eigenen Handlungsfähigkeit stehen nun die darin verwobenen Akteure im Mittelpunkt. Als Akteure gemeinsamen Erhaltens werden auf dieser Analyseebene alle Personen einbezogen, die daran unmittelbar beteiligt sind. Sie bilden gemeinsam ebenfalls zentrale Einflussgrößen in der Inszenierung von Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens. Bezogen auf die Akteure gibt es, wie schon ausgeführt, im Diskurs unterschiedliche Positionierungen. Prominent im deutschsprachigen Raum ist die Lesart des Autorintenteams um Baier (Baier et al. 2016b), die die beteiligten Akteure von DIY-Aktivitäten als Vertreterinnen einer neuen Lebensweise beziehungsweise einer Kultur der Fürsorge oder des Konvivialismus deuten. Die Autorinnen nutzen hierbei einen subjektivitätszentrierten Ansatz, der ja auch im praxistheoretischen Diskurs einen wichtigen Stellenwert einnimmt (Reckwitz 2020; Alkemeyer et al. 2017). Sie gehen davon aus, dass im Gegensatz zu den fremdgesteuerten Subjektivitäten des Massenkonsums die Subjektivitäten der Lebensweise des Reparierens und des Konvivialismus nicht aktiviert, sondern in den Praktiken des Selbermachens und Reparierens als resistente Entitäten kokonstituiert werden. Zwar gibt es, so die Autorinnen, in den Praxen des Reparierens auch Akteursgruppen, »die voll anschlussfähig zum neoliberalen Projekt sind und in denen Making eine Art Mode bzw. lifestyle-mäßig cool und angesagt ist« (Baier et al. 2016b: 39). Dabei dominieren vielfältige Kannibalisierungsprozesse (Habermas 1981), die zu einer Fremdaktivierung der beteiligten Subjektivitäten führen. Die Subjektivität des Selbermachens jedoch, die dieser Kultur inhärent ist, wird gedeutet als »eindeutig aktivierend [...] [, als] zielorientiert, flexibel und smart« (ebd.). Individuelles Leistungsbewusstsein, so die Autorinnen, ist zwar vorhanden, es wird aber in den gemeinsamen Praktiken eingehegt. Eine derart teilende Subjektivität gilt als »das subjektive Pendant zur Creative-Commons-Lizenz« (ebd.: 40). Die in diesen Subjektivierungsprozessen relevanten Praktiken sind so in der Lage, den Subjekten Eigenmächtigkeit zu vermitteln. Die Akteure sind, so die Autorinnen, mit ihrem ganzen Körper beteiligt und können sich in diesen subsistenzorientierten Praktiken leicht als Produzentinnen wahrnehmen, indem zumindest temporär aus den bekannten Mustern der Fremdversorgung ausgestiegen und die Trennung zwischen Produktion und Konsumtion überwunden wird.

Gleichzeitig fällt in dem Konzept des Teams um Baier auf, dass in dessen Lesart die involvierten Akteure als Mitglieder einer in sich homogenen gesellschaftlichen Gruppe thematisiert werden, die in einer gemeinsamen Lebensweise des Reparie-

rens und Selbermachsens kulminiert. Als solche konstituiert sie ein einheitliches, kapitalismusveränderndes, nachhaltigkeitsorientiertes Milieu. Oder sie spannt sich als eine Art Minimalkonsensus quer über mehrere Milieus auf und wirkt vornehmlich sozialintegrativ. Das heißt, sie vereint in dieser Lesart Mitglieder unterschiedlicher Milieus in einer kapitalismusverändernden nachhaltigen Lebensweise, ohne dass es zu Konflikten kommt. Wie bereits die Herausarbeitungen unterschiedlicher Diskursstränge des DIY-Urbanismus sowie der milieubezogenen Aspekte heutiger nachmoderner Gesellschaften gezeigt haben (Kap. 2), ist es aber plausibler von der Mitwirkung einer Vielzahl milieuspezifischer Lebensformen an sehr unterschiedlichen Praktiken in ganz unterschiedlichen Settings auszugehen, deren Schnittmenge keineswegs selbstverständlich gegeben und zudem in der angenommenen homogenen Form nicht vorhanden ist. Zudem gilt es zu berücksichtigen, dass Menschen durchaus Mitglieder unterschiedlicher Milieus sein können, sei dies temporär oder dauerhaft. Wenn im Folgenden Milieubezüge hergestellt werden, geht es nicht darum, im Sinne der Milieuforschung jene gesellschaftlichen Milieus herauszuarbeiten, die etwa genuin mit der Inszenierung der Schauplätze des Reparierens und Selbermachens verbunden sind. Vielmehr geht es darum, einen fokussierten Blick auf die Akteure zu richten, deren Milieuhintergründe und -bezüge Fluchtpunkte der Analyse bieten, die die akteursspezifischen Analysen in ihre gesellschaftlichen Kontexte einbetten helfen, ohne von der Rede einer in sich homogenen Lebensweise oder Lebensform Gebrauch zu machen.

Zusätzlich gilt es zu berücksichtigen, dass Akteure des DIY-Urbanismus nicht alle in gleicher Weise in diese Inszenierungspraktiken eingebunden sind – ein Aspekt, den einzuebnen als nicht sehr hilfreich für ein tieferes Verständnis milieuspezifischer Hintergründe von Phänomenen des DIY-Urbanismus scheint. Es lassen sich sehr unterschiedliche Zugänge, Formen und zeitliche Involvierungen in die Schauplätze des Reparierens und Erhaltens identifizieren, die sich nicht als einheitliche antikapitalistische Lebensweise beschreiben lassen, sondern eher Hinweise auf unterschiedliche milieuspezifische Lebensformen enthalten. Für den ersten Zugriff unterscheiden wir zwischen Akteuren, die wir in die genuinen Kernbereiche des DIY-Urbanismus verorten, und weiteren Akteuren, die wir erweiterten Kernbereichen zuordnen. Unter den Akteuren der genuinen Kernbereiche fassen wir alle jene Menschen, die sich aktiv vor allem in der Organisation und Durchführung entsprechender Praktiken in Interaktionsorten des DIY oder in anderen Räumen engagieren und sich folglich verantwortlich um die Inszenierung der Schauplätze gemeinsamen Erhaltens kümmern. Unter den Akteuren erweiterter Kernbereiche begreifen wir hingegen jene Menschen, die von den Angeboten angezogen und rekrutiert werden und zumindest temporär als irgendwie geartete Teilnehmerinnen in die Schauplätze auf unterschiedliche Weisen integriert werden. Beide Akteurstypen benötigen unterschiedliche Bedingungen für die Entfaltung ihrer Aktivitäten. Zudem zeigen sich Differenzen innerhalb der Interaktions- und Interobjektionslogiken der Kernakteure und der Teilnehmerinnen entlang der jeweils vorhandenen milieuspezifischen Lebensformen und der dominierenden Sphärendimensionen. Zuletzt spielen das Geschlecht und das Alter bei der Adressierung für und der Teilnahme an verschiedenen Schauplatzangeboten eine wichtige Rolle.

5.5.1 Kernakteure

Was die Kernakteure in den Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens anbelangt, zeigt sich, dass sie keineswegs nur in der Sphäre der Öffentlichkeit ihre maßgebliche Verortung haben. Ganz im Gegenteil: Viele Akteure sind nicht in erster Linie in der Öffentlichkeit, sondern primär in einer anderen der von uns berücksichtigten Sphären, also in der Wirtschaft, der Privatsphäre oder der Politik verankert. Das gilt etwa, wenn sie als Polsterin Restaurationskurse anbieten, als Kümmerin einen freundschaftlich ordnenden Blick auf die Tauschbox werfen, als (oftmals pensionierte) Reparaturspezialistinnen ehrenamtlich an einem Reparaturcafé mitwirken, oder wenn sie als Sozialpädagoginnen in einer mit öffentlichen Geldern finanzierten karitativen Organisation oder Gebietsbetreuung arbeiten. Dabei spielen die unterschiedlichen sphärenspezifischen Interaktionslogiken für das jeweilige Engagement in den Praktiken des DIY-Urbanismus eine wichtige Rolle. Zudem weisen die involvierten Personen breite Spektren an beruflichen Orientierungen, individuellen Lebensstilen, milieuspezifischen Hintergründen und Lebensentwürfen auf, die ihr Engagement ebenfalls prägen.

Die Mannigfaltigkeit der Akteure lässt sich einführend anhand von Berufsbezeichnungen verdeutlichen. Das betrifft beispielsweise handwerkliche Berufe oder unterschiedliche Spezialisierungen des Einzelhandels, die sich etwa auf Schneiderei-, Schlosserei- oder Schreinereiarbeiten, das Werkzeugschleifen, die Elektrogeräte-reparatur oder den Woll-, den Stoff- oder gar den Mineralieneinzelhandel beziehen. Handwerkliche Berufe können hierbei auch eine starke kunsthandwerkliche Ausrichtung aufweisen wie beim Tapezieren und Polstern oder beim Schmuckherstellen. Oder sie werden von der kunsthandwerklichen Ausrichtung maßgeblich geprägt wie im Stoffdruck, in der Kinderbekleidungsmodekreation, bei künstlerisch orientierten Holzarbeiten, im Unikatebau von Lampen oder bei diversen Upcycling-Ausprägungen. In jenen in den beiden Stadtteilen durchaus seltenen Fällen, in denen die Kernakteure aus traditionellen und alteingesessenen Handwerks- oder Einzelhandelsbetrieben stammen, verfügen diese in der Regel über eine handwerkliche Berufsausbildung. Die Kernakteure vieler Newcomerinnen-Betriebe weisen hingegen ganz unterschiedliche Bildungs- und Ausbildungshintergründe auf. Oft sind es Quereinsteigerinnen, oft mit akademischem Bildungs- und auch Berufshintergrund. Benennen lassen sich etwa eine Unternehmensberaterin, die sich zur Tapeziermeisterin umgeschult hat, ein Betriebswirt, der das Einzelhandelsfachgeschäft seiner Eltern übernimmt, oder ein Ingenieur, der mit der Gründung einer kommerziellen offenen Werkstatt nicht nur beruflich neue Wege geht. Mitunter gibt es aber auch akademisch ausgebildete Künstlerinnen, die eine kunsthandwerkliche Manufaktur gründen, in denen sie Kurse, etwa Siebdruck-Workshops, anbieten. Beispielhaft zu benennen sind aber auch jene Einpersonenunternehmen, die über keine eigenen Betriebsstätten verfügen, in denen sie ihre DIY-Angebote durchführen könnten, sondern die Räumlichkeiten anderer Akteure nutzen. Dazu gehören etwa eine Sozialarbeiterin oder eine Umweltressourceningenieurin, die sich als Upcycling-Kunsthandwerkerinnen selbständig gemacht haben, oder eine Fachhochschuldesignerin, die sich auf Papier-Workshops spezialisiert.

Foto 34: Workshop-Leiterin (2019)

Quelle: Andreas Lorenzi

Es betrifft aber auch jene Kernakteure, die nicht vordringlich in der ökonomischen Sphäre, sondern in der öffentlichen Sphäre, der Sphäre der Politik oder in den vielfältigen Überlappungsbereichen der unterschiedlichen Sphären agieren. Sie arbeiten oder engagieren sich in intermediären Organisationen oder sind in zivilgesellschaftlichen Initiativen involviert. In den intermediären Organisationen überwiegen Berufe, die im weiteren Sinne Hintergründe der sozialen Arbeit bilden, also naheliegender Weise diverse Berufe der Sozialarbeit, aber auch akademische Ausbildungen, etwa in der Stadtplanung, in unterschiedlichen ingenieur- oder umweltwissenschaftlichen Studiengängen oder in diversen sozialwissenschaftlichen Fachrichtungen. Hier ehrenamtlich Tätige hingegen, die etwa bei Reparaturcafés sichtbar werden, verfügen zumeist über handwerkliche oder technische Kompetenzen und Berufshintergründe. Kernakteure, die sich in zivilgesellschaftlichen Initiativen oder auch nur lose in deren Projekten engagieren, weisen zuletzt ganz vielfältige Ausbildungs- und Berufshintergründe auf, ganz einfach deshalb, weil das Engagement nicht primär an die Erwerbsarbeit gekoppelt ist. Aber auch hier spielt Bildungskapital in Form einer akademischen Ausbildung eine wichtige Hintergrundrolle. Fragt man nach den zentralen Gemeinsamkeiten dieser Akteure, so sticht folglich vor allem das vergleichsweise starke Bildungskapital hervor.

Auch wenn der Aspekt eines hohen Bildungskapitals ein zentrales Merkmal so gut wie aller Kernakteure des DIY-Urbanismus darstellt, bedeutet dies keineswegs, dass sie aus ähnlichen ökonomischen Lagen stammen, sich durch weitgehend deckungsgleiche Lebensstile und Lebensentwürfe auszeichnen oder ähnliche Distinktionspraktiken in ihrem Lebensalltag nutzen, sprich, den gleichen oder zumindest ähnlichen milieuspezifischen Lebensformen zugeordnet werden können. Es zeigt sich vielmehr, dass die betreffenden Lebensstile und -entwürfe sowie die milieuspezifischen Lebensformen sehr divers sind und als solche darauf verweisen, dass potentiell denkbare oder tatsächliche wechselseitige Austausch- und Kooperationsmöglichkeiten

keineswegs selbstverständlich sind und friktionslos initiiert sowie durchgeführt werden können. Diese Heterogenität besteht nicht nur zwischen den Personengruppen, die sich in ihrer primären Ausrichtung in unterschiedlichen Sphären bewegen und folglich sich primär an unterschiedlichen Interaktionslogiken orientieren. Sie besteht auch innerhalb dieser Gruppen.

Die Unterschiede der Akteure, die sich primär an der ökonomischen Interaktionslogik und ihren verschiedenen Bewertungsformen orientieren, lassen sich illustrativ anhand der präferierten Typen von Interaktionsorten aufzeigen. Akteure, die aus dem Reparaturbereich kommen und mitunter schon vorhandene Geschäfte übernommen haben, sehen sich in erster Linie als möglichst erfolgreiche Unternehmerinnen, für die das Engagement in den Praktiken des gemeinsamen Erhaltens eine zusätzliche Option ökonomischen Agierens darstellt. Diese Interaktionsorte stellen dann oftmals Familienunternehmungen dar, deren Fundament auf einer in der Privatsphäre verankerten mindestens eheähnlichen Lebensweise fußt, eine starke Bildungsorientierung aufweist (die aber nicht unbedingt akademisch ausgerichtet sein muss) und sogar – ab einem bestimmten Alter – auch das Engagement erwachsener Kinder mit einschließen kann. Die betreffenden Lebensentwürfe changieren, sind aber auf das Bild erfolgreichen Unternehmerinnentums ausgerichtet, dessen Verwirklichungschancen mit milieuspezifischen Orientierungsmustern skizziert werden kann, die vor allem in der Spanne Selbstentfaltung, Eigenverantwortung und individuellem Erfolg bis Leistungsorientierung, Traditionsbewusstsein und Sicherheit liegt, also sowohl progressive als auch konservative Lebensformorientierungen beinhalten kann. Das sieht bei der Mehrheit der Akteure in der ökonomischen Sphäre, die sich in den Newcomer-Unternehmen engagieren, anders aus. Sie sind häufig, aber keineswegs immer, Quereinsteigerinnen, die vorher entweder (mit einer andersgelagerten Ausbildungsqualifikation) etwas anderes gearbeitet oder die eine handwerkliche oder akademische Ausbildung (dann zumeist im künstlerischen Bereich) gemacht haben, die mal mehr, mal weniger auf das Gründen eines eigenen Unternehmens ausgelegt ist. Ihre Unternehmen stellen selten Familienunternehmen dar und fußen in weitaus abgeschwächter Weise auf zumindest eheähnlichen Lebensweisen. Auch hier changieren die Lebensentwürfe, sie sind aber stark dem Orientierungsmuster der Selbstentfaltung verhaftet. Die skizzierbare Spanne dieser milieuspezifischen Orientierungsmuster liegt in den Kombinationen von Effizienz, Eigenverantwortung und individuellem Erfolg, von weltoffener Gesellschaftskritik und Kulturbezogenheit oder von mobiler Vernetzung und Selbsterfahrung. Die gegründeten Unternehmen sollen zwar möglichst auch erfolgreich sein, es dominiert aber das Moment der Selbstverwirklichung und -entfaltung, das als Solches faktisch sogar gewinnorientierte Kalküle überlagern kann. Die ökonomischen Lagen, aus denen heraus agiert wird, variieren erheblich. Ökonomisch in der Anfangszeit abgesichert sind sie, wenn eigenes oder fremdes Privatkapital – etwa in Form von Erbschaften oder von Schenkungen beziehungsweise Leihungen von Familienangehörigen – in das Unternehmen einfließen kann, das nicht für den Lebensalltag der Gründerinnen vorgehalten werden muss. Das ist vor allem dann wichtig, wenn in kapitalintensive Maschinen investiert wird oder die Miete für das Geschäftslokal oder die Werkstatt hoch ist. Ökonomisch riskant ist die Lage hingegen, in der Kapital aufgenommen werden muss, um das Unternehmen überhaupt ins Laufen zu bringen. Und zwischen diesen beiden Extremen lassen sich ökonomische Lagen ausmachen, in denen vielleicht Eigenkapital in eine neue, etwa handwerkliche Aus-

bildung investiert werden musste, die durchschnittlichen Betriebskosten aber relativ gering ausfallen, der ökonomische Druck also nicht sofort wirksam wird. Von diesen Akteuren lassen sich dann noch einmal jene abgrenzen, die als EPU ohne Geschäftslokal agieren, entweder, weil sie sich keines leisten können oder weil sie nicht unbedingt ein Lokal oder eine eigene Werkstatt benötigen. Auch diese Akteure orientieren sich primär am Muster der Selbstentfaltung, notgedrungen oder nicht. Auch bei ihnen spielt eine spezifische Lebensweise in der Privatsphäre eine untergeordnete Rolle, auch hier liegt eine Spanne an Lebensentwürfen vor, die im erheblichen Maß auch von altersbezogenen Aspekten beeinflusst werden kann. Unterscheiden lassen sich grob Berufseinsteigerinnen von jenen Akteuren, die aus ihrem Beruf ausgestiegen sind oder sich schon lange mithilfe von Bastelbiografien am Markt behaupten konnten. Erstgenannte sehen etwa nach abgeschlossener, oft akademischer Ausbildung ihren weiteren Lebensweg in der unternehmerischen Tätigkeit, die sie einerseits unabhängig von den Restriktionen unselbständiger Arbeit macht, andererseits aber auch im besonderen Maße den Wirkkräften des Marktes aussetzt. Berufseinsteigerinnen oder andere Akteure hingegen verfolgen einen dauerhaften Einstieg in ein Arbeitsfeld, dass ihnen vor allem Sinnerfüllung im Spektrum nachhaltigen Arbeitens und Lebens vermittelt. In beiden Fällen – und zumeist mit teils erheblichen Abstrichen bei den anderen Varianten – können nachhaltigkeitsorientierte, suffiziente Produktions- und Konsumtionspraktiken eine zentrale Rolle in den Lebensentwürfen einnehmen. Mitunter steht aber auch das eigene handwerkliche Tun im Vordergrund der Sinnstiftung (oder eine Mischung aus beidem). Unternehmerinnen dieses meist kaum sichtbaren Typs kooperieren mit anderen Akteuren aus dem Feld, vor allem um deren Räumlichkeiten entgeltlich oder unentgeltlich nutzen zu können. Dabei kann es auch zu Schwerpunktsetzungen kommen. Die einen arbeiten lieber mit Akteuren aus der ökonomischen Sphäre, die anderen lieber mit zivilgesellschaftlichen Initiativen oder intermediären Organisationen. Aber auch hier gibt es Beispiele für Mischungsverhältnisse. Kooperationen oder eigenes Engagement in zivilgesellschaftlichen Initiativen stehen nicht unbedingt für Marktferne, aber doch für eine Distanz zu solchen ökonomischen Schauplätzen und Akteuren, die vor allem Mitglieder einkommensstärkerer Milieus bedienen.

Auch das Spektrum der Akteure, die sich in zivilgesellschaftlichen Initiativen engagieren, ist breit gefächert. Als Gemeinsamkeit gilt, dass sie sich – zumindest in unserem Untersuchungsfeld – alle ehrenamtlich engagieren. Zumeist rekrutieren sich die Akteure aus studentischen oder akademischen Milieus, es gibt aber auch Ausnahmen.

Engagement in zivilgesellschaftlichen Initiativen folgt durchweg dem Orientierungsmuster der sinnstiftenden Selbstentfaltung. Die skizzierbare Spanne dieses milieuspezifischen Orientierungsmusters liegt in den Kombinationen weltoffener Gesellschaftskritik und kosmopolitischer Ausrichtung einerseits sowie hoher Mobilität und ausgeprägter Sinn- beziehungsweise Erfahrungssuche andererseits. Selbstentfaltung ist auch hier mit den Vorstellungen nachhaltiger Lebensweisen und Alltagspraktiken verbunden. Für manche ist diese ehrenamtliche Arbeit Kern der individuellen Sinnstiftung, die sie in ihrem andersgelagerten Berufsleben nicht ausreichend erfahren. Andere begreifen ihre ehrenamtliche Tätigkeit als genuine Bestandteil ihres Lebensentwurfes, der neben der Erwerbsarbeit und dem Privatleben auch gemeinwohlorientiertes Engagement beinhaltet. Manche begreifen zivilgesellschaftliches Engagement

als zentrales Aktivitätsfeld, um das der individuelle Entwurf eines nachhaltigen Lebens zentriert wird. Und andere wiederum kombinieren ihre Aktivitäten in den gewerblichen Praktiken des Erhaltens mit einem Engagement in zivilgesellschaftlichen Praktiken, weil ihnen das nicht nur als Absicherung des eigenen Tuns dient, sondern auch ihren Vorstellungen nachhaltigen Wirtschaftens und Lebens jenseits neoliberaler Zwänge und des Massenkonsums entspricht.

Foto 35: Netzwerkorganisatorin (2018)



Quelle: Ulrike Wieser

Was auch in der ökonomischen Sphäre teilweise gilt, gilt hier im besonderen Maße: Das Engagement der Akteure kann, was Dauer und Intensität betrifft, einerseits in einer großen Spannbreite liegen, andererseits auch über die Lebenszeit extrem schwanken. Eminent wichtig für zivilgesellschaftliche Initiativen sind vor diesem Hintergrund vor allem Akteure, die sich kontinuierlich und über einen langen Zeitraum engagieren und in diesem Sinne dieses Engagement in ihre Lebensentwürfe und Alltagspraktiken radikal integrieren. Oftmals geht es dann auch um grundlegen-

de Transformationen des eigenen Lebensstils, in denen nach und nach die jeweiligen Arbeits- und Alltagspraktiken auf Kriterien der Genügsamkeit umgestellt werden. Auch hier unterscheiden sich die ökonomischen Lagen der Akteure nicht unerheblich: Akteure aus dem studentischen Milieu verfügen meist über wenig Einkommen, aber das trifft auch auf weitere Akteure zu, die sich als Mitglieder bildungsaffiner Milieus neben ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit in eher schlecht bezahlten Erwerbstätigkeiten engagieren. Andere hingegen verfügen über höhere Einkommen oder partizipieren an den Einkommen ihrer Partnerinnen. Dem Engagement in zivilgesellschaftlichen Initiativen kommt hierbei zugute, dass diese sich vornehmlich in der öffentlichen Sphäre bewegen und damit primär einer Interaktionslogik unterliegen, in der unentgeltliche Aktivitäten durch Aufmerksamkeitserzeugung der Selbstentfaltung zusätzlichen, zumindest individuellen Sinn stiften – auch wenn diese in Relation zur eingesetzten Zeit in den meisten Fällen viel größer ausfallen müsste.

Schließlich geht es um Akteure, die sich vorrangig in intermediären Interaktionsorten des DIY-Urbanismus in den Praktiken der Erhaltung engagieren. Auch wenn es Ausnahmen geben mag, rekrutieren sich diese Akteure ebenfalls vornehmlich aus Milieus, in denen Selbstentfaltung als zentrale Orientierung gilt. Ein akademischer Ausbildungshintergrund vornehmlich im sozialen Bereich ist hier vorherrschend. Auch hier liegt die skizzierbare Spanne der milieuspezifischen Orientierungsmuster in den Kombinationen weltoffener Gesellschaftskritik und kosmopolitischer Ausrichtung einerseits sowie hoher Mobilität und ausgeprägter Sinn- beziehungsweise Erfahrungssuche andererseits, wobei die betreffenden Lebensentwürfe vornehmlich auf Nachhaltigkeitsaspekte ausgerichtet sind. Selbstentfaltung und Sinnerfüllung ist eng an das jeweilige Arbeitsverhältnis gekoppelt. Die jeweilige Erwerbsarbeit, ob selbständig oder nicht, kann solange auch tendenziell überfordernd sein, solange sie als sinnvoll eingeschätzt wird, das heißt, solange sie einen entsprechenden Entfaltungsraum anbietet, der auch ein Engagement in den Praktiken des gemeinsamen Erhaltens erlaubt. Restriktionen aus der Politik und der Verwaltung oder auch Restriktionen aus den eigenen Trägerorganisationen werden hier pragmatisch gemanagt, solange diese Freiräume bestehen.

Ausnahmen im übertragenen Sinn bilden hierbei jene Akteure, die sich abseits der Erwerbsarbeit in intermediären Organisationen in den Schauplätzen engagieren. Das betrifft einmal jene Reparaturprofis, die sich in den jeweiligen Reparaturcafés engagieren, die in den beiden Bezirken ausschließlich von intermediären Organisationen organisiert werden. Es betrifft aber auch viele andere Akteure, die in intermediären Organisationen unentgeltlich ihre Arbeit anbieten. Die Reparaturprofis entsprechen hier dem Bild, das in der Forschung allgemein vermittelt wird (Kap. 2). Sie gehören mehrheitlich älteren Generationen an, sind nicht mehr erwerbstätig und wollen aber ihr Wissen weitervermitteln oder auch nur gemeinnützig einsetzen. Dabei können milieuspezifische Hintergründe mitunter weit auseinanderliegen und zudem noch durch Migrationsprozesse wie Auswanderung oder Flucht beeinflusst oder geprägt werden. Manche der Reparaturprofis orientieren sich etwa an Aspekten der Leistungsbereitschaft, der Traditionsbezogenheit, des Standesbewusstseins und der Status-Quo-Erhaltung, die gemeinhin als Kernaspekte eher konservativer Milieus mit aber durchaus unterschiedlichen ökonomischen und kulturellen Lagen verbunden sind. In ihrem nun abgeschlossenen Erwerbsleben haben sie mitunter eine Firma geleitet oder auch selbst gegründet und es sind die hierbei angesammelten Erfahrungen, die nun sinnstiftend in der ehrenamtlichen Arbeit zur Entfaltung kommen sollen. An-

dere verfügen, wie die davor genannten Akteure, über eine professionelle Ausbildung in diversen Handwerksberufen oder auch in ingenieurwissenschaftlichen Studienrichtungen, darüber hinaus aber auch über Migrationshintergründe. Auswanderung, Flucht und Vertreibung aus dem Herkunftsland führen hierzulande aber oftmals zu Exklusionen, die ihnen die Aufnahme einer Erwerbsarbeit verschließt. Kooperieren sie miteinander, können die jeweiligen milieuspezifischen Hintergründe und die durch Migration bedingten gesellschaftlichen Benachteiligungen auch in der Art und Weise der gemeinsam geteilten Praktiken ihren Niederschlag finden, das Autochthone, also Einheimische, über dem Allochthonen, also Fremden steht. In manchen Fällen gelingt es aber, beides in einen harmonischen Einklang zu bringen. Bei Akteuren in anderen ehrenamtlich dominierten oder geprägten Bereichen des DIY-Urbanismus kann das anders aussehen. Rechnen wir jene Personen zur Kerngruppe von Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens hinzu, die vornehmlich auf Flohmärkten, etwa fokussiert auf Kinder- oder auf Erwachsenenkleidung, an spezifischen Tischen ihre Waren anbieten, so können deren Zusammensetzungen sehr heterogen ausfallen: Anzutreffen sind hier beispielsweise Gruppen, die sich vornehmlich aus eher jüngeren Frauen, meistens mit Kindern zusammensetzen, die aber aus ganz unterschiedlichen kulturellen Hintergründen entstammen, also sowohl Einheimische ohne aber auch mit Migrationshintergründen als auch Eingewanderte mit entsprechenden Hintergründen etwa aus dem asiatischen Raum, der *Türkei* oder *Syrien*. Bei größeren Tausch-Events hingegen, die etwa in Kooperation mit bezirksexternen Akteuren aus der Tausch-Event-Szene organisiert werden, können letztere sich an milieuspezifischen Lebensformen orientieren, in denen Selbstentfaltung stark mit Spaß und Unterhaltung gekoppelt ist. In der zielgruppenspezifischen Arbeit schließlich etwa mit gesellschaftlichen Randgruppen oder mit Bezug auf Frauen oder Mädchen können von den agierenden intermediären Organisationen Akteure rekrutiert werden, deren Lebensentwürfe jenen ähneln oder gleichen, die sich als prägend in zivilgesellschaftlichen Initiativen gezeigt haben.

5.5.2 Teilnehmerinnen

Im Hinblick auf die Akteursgruppen lassen sich die Schauplätze des DIY-Urbanismus weiterhin dahingehend unterscheiden und diskutieren, ob sie grundlegend Menschen aus ganz unterschiedlichen Milieus, Altersgruppen, Geschlechtszugehörigkeiten oder Herkunftten, also einem breiten Adressatinnenkreis aufweisen, oder ob sie implizit oder explizit eher auf spezifische Zielgruppen orientiert sind, also durch einen eher schmalen Adressatinnenkreis gekennzeichnet sind. Die Frage nach den Adressatinnen lässt sich zudem um den Aspekt der Teilnahme erweitern. Dieser Aspekt betrifft die Unterscheidung in Schauplätze, an denen sehr viele Menschen teilnehmen können wie manche Kleidertausch-Events oder auch – aufgrund der permanent gegebenen Nutzbarkeit – offene Bücherschränke oder Tauschboxen und in Schauplätze, die nur auf eine stark eingegrenzte Personenanzahl fokussiert sind wie beispielsweise viele Workshops. Von den Schauplätzen mit hohen Teilnahmen lassen sich folglich Fälle abgrenzen, in denen die Inszenierung von Praktiken des gemeinsamen Erhaltens in Mikrosettings mit einer sehr kleinen Zahl an Teilnehmerinnen stattfinden. In der Regel spielen auch bestimmte Altersgruppen wie 12- bis 18-Jährige, 30- bis 40-Jährige oder die Generation 65+ eine besondere Rolle. Zudem sind die Angebote oft geschlechts-

spezifisch ausgerichtet. In sehr vielen Fällen spielt das Geschlecht bei der Ausrichtung der Schauplätze eine wichtige, wenn auch keineswegs ausschließende Rolle. So richtet sich etwa ein Messerschleifkurs vorwiegend an Männer, während Upcycling-Workshops im Bekleidungsbereich vorwiegend auf Frauen und Kinder zielen.

Insgesamt zeigt sich in beiden Stadtteilen wie auch in den berücksichtigten Schauplätzen in weiteren Bezirken, dass sich die Teilnehmerinnen in den Schauplätzen auf mannigfache Weisen nach binären Geschlechtszuschreibungen, Alter, Bildung, Vorkenntnissen, Familienstand, Einkommen, autochthoner oder allochthoner Herkunft und weiteren Aspekten unterscheiden, die die individuellen Lebensstile präfigurieren und die sich in den jeweiligen milieuspezifischen Lebensformen niederschlagen, auf die wir schon Bezug genommen haben (Kap. 2). Wie wir zeigen, lassen sich die charakteristischen Aspekte, die sich auf die Teilnehmerinnen in den Schauplätzen beziehen, präzisieren, wenn wir sie berücksichtigend einen Blick auf die milieuspezifischen Lebensformen werfen, an denen sich die Akteure orientieren.

Vergleichbar zur Diskussion der Kernakteure lassen sich milieuspezifische Aspekte der Teilnehmerinnen in diesem Zusammenhang besonders gut an den sphärenspezifischen Eigenarten der Interaktionsorte und des Untersuchungsfeldes verdeutlichen. Auch wenn prinzipiell an allen Schauplätzen Menschen aus allen gesellschaftlichen Milieus partizipieren (können), illustrieren die von uns untersuchten Schauplätze, dass die Teilnahmen in drei verschiedene Muster milieuspezifischer Teilnahmen einmünden. Abgrenzen lässt sich folglich ein Muster mit Angeboten zivilgesellschaftlicher Initiativen mit primärer Verortung in der öffentlichen Sphäre von Mustern mit Angeboten intermediärer Organisationen mit starken Verortungen in der öffentlichen Sphäre und der Sphäre der Politik sowie von Mustern mit Angeboten von Akteuren mit primärer Verortung in der ökonomischen Sphäre.

5.5.2.1 Milieuspezifische Lebensformen in ökonomisch verankerten Schauplätzen

Die Schauplatzteilnahmen in Interaktionsorten mit primärer Verankerung in der ökonomischen Sphäre weisen vorrangig Bezüge zu milieuspezifischen Lebensformen auf, die sich sowohl in der von Reckwitz sogenannten neuen Mittelklasse als auch in der von ihm so bezeichneten alten Mittelklasse identifizieren lassen (Kap. 2). Sie betreffen die dort zugeordneten Lebensformen aber in unterschiedlichen Weisen sowie Intensitäten. Die Teilnahmen hängen auch stark davon ab, ob eher niedrigere oder eher höhere Gebühren erhoben werden oder ob eine Partizipation durch den spezifischen Schauplatzcharakter mitunter auch unentgeltlich möglich ist.

Generell zeigt sich in den von uns berücksichtigten Schauplätzen ein event- oder workshopartiges Angebot. Es findet überwiegend in Interaktionsorten statt, deren Akteure diese Angebote entweder selbst organisieren oder die ihre Orte regelmäßig anderen Kursanbieterinnen zur Verfügung stellen. Seltener sind hingegen Schauplatzinszenierungen im öffentlichen Raum wie im Fall von Stadtteil- oder Straßenfesten oder auf großen Events anderer Veranstalterinnen, in denen etwa der Nachhaltigkeits- oder auch der Reparaturbezug stark in den Vordergrund gerückt wird. Letztgenannte Angebote adressieren grundsätzlich Menschen aus unterschiedlichen Milieus, während dies bei den überwiegend in den Stadtteilen vorhandenen Event- und Workshop-Angeboten anders aussieht. Diese zeichnen sich sowohl durch milieuspezifische Teilnahmemerkmale als auch durch geschlechts-, alters- und herkunfts-

spezifische Besonderheiten aus, wobei das Ausmaß des individuellen kulturellen Kapitals und das Ausmaß des ökonomischen Kapitals von besonderer Bedeutung sind. Illustrieren lässt sich dies etwa an Schauplatzinszenierungen, die durch Interaktionsorte organisiert werden, die mitunter auch, aber keinswegs nur sehr hochpreisige, vor allem mit der Trendform bewertete Produkte am Markt anbieten. Über die Ausrichtung solcher Events oder Workshops sollen unter anderem vorhandene Beziehungen zu Kundinnen gepflegt oder neue Kontakte geknüpft werden.

Je hochpreisiger und im gewissen Sinne auch trendiger das entsprechende Waren- und Workshopangebot ist, desto stärker fällt auch im Erfolgsfall die Teilnahme von Stadtbewohnerinnen aus jenen Milieus aus, die sich zwar überwiegend durch ein hohes Bildungskapital, mehr noch aber durch ein hohes ökonomisches Kapital auszeichnen. Vor allem also jene Interaktionsorte, die sich auf solche Trendprodukte fokussieren, können ihre DIY-Kursangebote oder anderweitige Events, die eher auf Wissensvermittlung setzen, als attraktive Erfahrungsräume rahmen, die als kulturelle Distinktionsorte gesehen und auch genutzt werden. Die Teilnehmerinnen weisen zwar durchaus unterschiedliche milieuspezifische Lebensformen auf, in denen etwa eine hohe Wertschätzung von Bildung und Kultur, ein vielfältiges und kosmopolitisches, dabei auch gesellschaftskritisches Kulturinteresse oder ein elitäres Selbstverwirklichungsinteresse dominieren kann. Gemeinsam ist ihnen aber neben dem hohen verfügbaren ökonomischen Kapital ein spezifisches inhaltliches Interesse.

Die Rede ist hier entweder von einem Interesse am Erhalt qualitativ hochwertiger Alltagsgüter oder von einem Interesse am hobby- oder am situationsspezifischen Tätigsein. Auch hier spielt eine kodierte Sichtbarkeit qualitativ hochwertiger und oft auch teurer Artefakte eine zentrale Rolle. Da diese Kurse inhaltlich darauf ausgerichtet sind, nicht nur entsprechende Fertigkeiten zu vermitteln, sondern auch die im Alltagsgebrauch verloren gegangene Funktionstauglichkeit der betreffenden Produkte wiederherzustellen, bieten sich diese Kurse geradezu als Orte der Selbstinszenierung an. Teilnehmerinnen können etwa interessierte Handwerkerinnen mit eigenem Geschäftslokal sein, sie können aber auch Akademikerinnen sein, die sich nicht nur diese hochpreisigen Produkte leisten, sondern auch den Besuch solcher Events gönnen können.

Die Inklusion in den Schauplatz erfolgt einerseits über die Abgrenzung zu qualitativ minderwertigen Vergleichsprodukten, wie sie üblicherweise im Massenmarkt erhältlich sind und dann nach dem Verlust ihrer Funktionstauglichkeit entweder als ungenügend nutzbare Dinge an ihrem Ort verbleiben oder im Müll entsorgt werden. Fester Bestandteil solcher Abgrenzungen sind nicht nur die diesen Schauplätzen eigenen Kommunikationsinhalte, sondern durchaus auch zusätzliche Utensilien wie hochwertige Etuis (mitunter aus Leder), in denen die betreffenden Qualitätsartefakte zum Schauplatz transportiert werden. Andererseits erfolgt sie über die Inszenierung einer milieuübergreifenden Schauplatzatmosphäre, in der sich neben in bequemer und hochwertiger Freizeitkleidung ausgestatteten Teilnehmerinnen auch Sakkoträger mit Rolli miteinander wohlfühlen. Im gewissen Sinne eint solche Teilnehmerinnengruppen zusätzlich eine spezifische vertrauensbasierte Endprodukterwartung – das eigene nicht mehr funktionstaugliche Artefakt soll wieder repariert werden – während die ebenfalls vorhandene Übungserwartung sekundär ausfallen kann. Das kann dann dazu führen, dass Schauplatzteilnehmerinnen – mit einem unter Umständen von der Kursleitung zum Schluss nachbearbeitetem Produkt – zwar mit einem wieder

einsatzfähigen Artefakt nach Hause gehen, sich aber mitunter über das Ausmaß der selbst ge- und erlernten Fähigkeiten täuschen.

Der beschriebene Workshop dient in diesem Zusammenhang nur als illustratives Beispiel. Ähnliche Teilnahmemuster weisen auch andere vergleichbare Schauplatzinszenierungen mit primärer ökonomischer Ausrichtung auf wie die in den beiden Bezirken angebotenen Töpfereikurse, die Möbelreparatur- und Polster-Workshops, diverse Papier-Workshops, Trommelbaukurse, Nähkurse, Schmuckketten-Workshops, Schärfkurse oder Siebdruck-Workshops. Sehr viele dieser Schauplätze richten sich vor allem an solche Teilnehmerinnen, die sich einen Besuch leisten und gönnen können sowie aus diversen Motiven sich auch Zeit für diese Aktivitäten nehmen wollen. Bestimmte inhaltliche Ausrichtungen können auch zu spezifischen geschlechtsattribuierten Selektionen führen: Nähkurse, Workshops zum Schmuckkettenherstellen oder auch Waschmaschinenreparaturkurse sind weiblich attribuiert, Schärfkurse für Küchenmesser oder Gartenwerkzeuge hingegen eher männlich. Manchmal sind es hingegen bestimmte inhaltliche Themensetzungen, die eine milieuspezifische Ausrichtung eher sekundär werden lassen – zumindest was breiter aufgefächerte Teilnahmemuster milieuspezifischer Lebensformen anbelangt, die außer den bislang in den Vordergrund gestellten vor allem einkommens-, dann aber auch bildungsstarken Mitglieder der unterschiedlichen einkommens- und bildungsstarken sogenannten gesellschaftlichen Leitmilieus vor allem auch Menschen aus der bürgerlichen Mitte mit einschließt.

Die Ausprägung der Teilnehmerinnenrekrutierung richtet sich bei allen diesen Angeboten stark nach jenen Bewertungspraktiken, die die von Boltanski und Esquerre thematisierte Trendform betreffen. Ausgefallene ökonomische Schauplatzangebote adressieren schon lange, bevor sie irgendwie trendig werden können, Mitglieder solcher milieuspezifischen Lebensformen, die sich als Lifestyle-Avantgarde inszenieren und das Neue ausprobieren oder die sich in einer Teilnahme als Testimonial des eigenen Erfolgs inszenieren oder deren Teilnahme als Bestandteil einer weltoffenen, dabei aber gesellschaftskritischen Lebensform gelesen werden kann. Vor allem, wenn der Besuch solcher Workshops als eine Art Bestätigung des eigenen Selbstverwirklichungserfolgs aufgefasst wird, können hier Vorstellungen zum Vorschein kommen, durch die eigene Teilnahmeanmeldung auch Verhandlungsmacht über die Workshop-Terminierung zu erlangen.

Auch wenn die betreffenden Schauplätze also vornehmlich Menschen aus milieuspezifischen Lebensformen mit einem ausgeprägten kulturellen Kapital und oft einem hohen ökonomischen Kapital rekrutieren können, kommt es dabei immer wieder vor, dass auch Teilnehmerinnen aus anderen, einkommens- und bildungsschwachen Milieus angezogen werden und ihre Teilnahme aufgrund geringer Teilnehmerinnenanzahlen nicht als befremdlich empfinden. Vor allem, wenn entsprechende Angebote eine stark familiäre Ausrichtung haben, also eigentlich auf einer Verstetigung des jeweiligen Teilnehmerinnenkreises setzen und mitunter auch völlig informell organisiert sein können, kann der Einfluss einer hohen Ausstattung mit kulturellem Kapital weniger relevant werden.

Wenn solche Schauplätze größere Teilnehmerinnenmengen anziehen, ist dies ein Beleg dafür, dass es gelungen ist, sich in spezifische Trendentwicklungen einzuklinken und deren Verbreitung zu beeinflussen. Das muss nicht unbedingt mit einer Veränderung des schauplatzspezifischen Musters milieubezogener Lebensformen

verbunden sein. Oftmals steigt dadurch einfach der Teilnehmerinnenanteil mit ähnlichen Milieuhintergründen, teils auch ähnlichen Altersgruppen oder Herkünften. Manchmal liegen Workshops gleich im Trend, rekrutieren sofort so viele Teilnehmerinnen, so dass die Angebote ausgeweitet werden können. In manchen Fällen richten sich solche Schauplätze auch an Mitglieder anderer Milieus wie an jenes mit einer konservativen Ausrichtung, in dessen Lebensform etwa die Reparatur hochpreisiger Haushaltsmaschinen als Beispiel einer wertschätzenden und bewahrenden Umgangsweise mit den Dingen vorkommen kann oder an Mitglieder aus der bürgerlichen Mitte oder an Menschen, die sich durch eine adaptiv-pragmatische Herangehensweise an das Leben auszeichnen. Mitunter führt die Einpassung solcher Workshops in bestimmte gesellschaftliche Konsum- und Freizeittrends aber auch zur Auffächerung der entsprechenden milieuspezifischen Lebensformmuster. Es können nicht nur mehr Teilnehmerinnen aus vorher schon adressierten Lebensformen rekrutiert werden, sondern auch neue Teilnehmerinnen aus jenen Milieus, die Reckwitz der alten Mittelklasse zurechnet (Kap. 2). Ähnliches gilt auch für andere wirkmächtige Rekrutierungsaspekte wie Alter oder Herkunft. So gut wie alle dieser Schauplätze richten sich an ein vornehmlich deutschsprachiges Publikum, manche können auch Touristinnen etwa aus *England* oder *Frankreich* interessieren. Insgesamt überwiegt in diesem Schauplatzspektrum der vornehmlich in der ökonomischen Sphäre verorteten Interaktionsorte aber eine eher autochthone Prägung. Bezogen auf die adressierten Altersgruppen überwiegen Teilnahmen der Altersgruppen zwischen 20 bis 40 beziehungsweise 40 bis 60 Jahren.

Sehr ausgeprägt zeigen sich Teilnahmemuster milieuspezifischer Lebensformen schließlich auch in solchen Events, in denen Teilnehmerinnen zu Besucherinnen werden, es also nicht darum geht, selbst Hand anzulegen und Fertigkeiten im praktischen Tun zu erlernen, sondern Wissensinhalte in einer Wohlfühlatmosphäre über Schaudarbietungen aller Art oder über Vorträge sich vermitteln zu lassen. Solche Events können von den Teilnehmerinnen durchaus als situationsspezifische Anlässe gedeutet werden, die einem Theater- oder Konzertbesuch ähneln. Die thematischen Inhalte dieser Events sind relativ beliebig, solange sie Verknüpfungen zu hochkulturellen Kodes erlauben. Das mögen Inhalte sein, die die Qualität und Geschichte bestimmter Textilstoffe, Handwerkstechniken wie Kunsthandwerkstöpfern oder Kintsugi oder etwa eine Verknüpfung spezifischer Schnittwerkzeuge mit einer spezifischen Küche (etwa: die japanische Küche) betreffen. Wichtig ist, dass die Teilnehmerinnen diese Events hochkulturell rahmen und dann entsprechend ihrer imaginierten Position am Ort des Geschehens als Besucherinnen auftreten können. Eine geschlechtsspezifisch eindeutige Konnotation ist hier eher selten, auch wenn oftmals Männer unter den Teilnehmerinnen überwiegen, die Altersgruppe bewegt sich im Rahmen 40+. Anzutreffen sind dann vor dem Hintergrund ihrer milieuspezifischen Lebensformen etwa folgende Besucherinnen: Ein älterer Mann in dunklem Mantel und mit goldener Brille, eine Frau mit rot gefärbten, frisch frisierten Haaren in Kashmirkleid und Mantel mit Pelzkragen sowie mit Silberkette, aber auch ein Mann Mitte 40 in ausgewaschener Hose und einem ebensolchen T-Shirt. Üblicherweise trägt man – hier in den eher kalten Jahreszeiten – vor allem Sakko, Trend- und Markenware, frau hingegen Mantel, Kleid und Schmuck. Es gehört zur guten Atmosphäre solcher Events, dass den Teilnehmerinnen von Serviererinnen (in weißer Arbeitskleidung) Getränke und Häppchen angeboten werden. Die Gespräche unter den Teilnehmerinnen gestalten sich als Fachsimpleien

über das jeweilige im Vordergrund stehende Thema. Und mitunter erweist sich aber am Ende solcher Events genau der scheinbar am unpassendsten Gekleidete als Teilnehmer, der selbstbewusst Konventionen infrage stellt und der seinen Abgang mit einer großzügigen Spende als Ausgleich für den netten Abend garniert.

Anders gelagert sehen die Teilnahmemuster milieuspezifischer Lebensformen aus, wenn Akteure aus ökonomisch geprägten Interaktionsorten sich an größeren Events im öffentlichen oder halböffentlichen Raum beteiligen, seien dies nun Stadtteilstefte, (Einkaufs-)Straßenfeste oder ein Reparaturfestival, das in einem anderen Stadtbezirk in einem städtisch betriebenen Flaggshipprojekt des Weiterverkaufs von Altwaren, die von Mistplätzen der Stadt kommen, organisiert wurde. Wie die Montage *Kostenloses Reparieren* verdeutlicht, können primär ökonomisch geprägte Schauplätze potentiell die Teilnahmereichweite erheblich verändern und mitunter auch vergrößern, weil sie sich auch für Menschen aus jenen Milieus als interessant inszenieren können, die sonst eher selten von Schauplätzen dieser Art angezogen werden (Hassemer 2021a). Das müssen keineswegs die besonders einkommensstarken Mitglieder der hier schon thematisierten Milieus sein. Es können auch Stadtbewohnerinnen sein, die zwar ähnliche milieuspezifische Lebensformen aufweisen, aber über weitaus weniger Einkommen verfügen, sodass etwa Reparaturen an spezifischen Objekten auch einen hohen ökonomischen Nutzen mit sich bringen, oder es gelingt, Mitglieder aus jenen Milieus zu rekrutieren, die sich bei unterschiedlichen Wert- und Selbstentfaltungsorientierungen grundsätzlich durch niedrige kulturelle und ökonomische Kapitalien auszeichnen.

5.5.2.2 Milieuspezifische Lebensformen in primär öffentlich verankerten Schauplätzen

Vergleichbare milieuspezifische Lebensformmuster lassen sich auch bei Schauplätzen feststellen, die von zivilgesellschaftlichen Initiativen unterschiedlicher Art in den untersuchten Stadtteilen *Ottakring* und *Neubau* organisiert werden und primär in der Sphäre der Öffentlichkeit verankert sind. Ähnlich wie Schauplätze mit primärer Basis in der ökonomischen Sphäre unterteilen sich diese Muster vornehmlich nach charakteristischen Merkmalen der Schauplatzangebote selbst. Wie zuvor unterscheidet sich ein event- oder workshopartiges Angebot, das innerhalb von Interaktionsorten stattfindet, von einem ebensolchen Angebot, das im Rahmen unterschiedlicher Festivitäten im Straßenraum organisiert wird. Die Teilnahmemuster der letztgenannten Angebote weisen hierbei starke Übereinstimmungen mit jenen, primär ökonomisch geprägten Schauplätzen auf, ganz einfach, weil die Teilnahmen sehr stark durch das jeweilige Event geprägt werden, in die der jeweilige Schauplatz eingebettet ist (wie es beispielsweise die Montage *Socken stopfen* illustriert). Sie werden deshalb hier nicht weiter vertieft. Zusätzlich kommen bei den hier relevanten Schauplätzen vermehrt aber noch solche hinzu, in denen Interaktionsort und Schauplatz quasi als identisch wahrgenommen werden, es also auf den ersten Blick keinen Unterschied zwischen dem jeweiligen Schauplatz und seinem organisatorischen Kontext gibt. Beispiele für diese Art der weitgehenden Übereinstimmung sind bei den schon erläuterten Formen die kommerziellen offenen Werkstätten. In den beiden Stadtteilen ist ein zivilgesellschaftliches Pendant zu diesen kommerziellen Werkstätten vorhanden, zusätzlich auch noch ein Leihladen, eine offene Nähwerkstatt, die als spezifischer Schauplatz eines Interaktionsortes organisiert ist,

einige offene Gärten sowie vor allem auch die offenen Bücherschränke und die offenen Tauschmöglichkeiten wie die Tauschbox (oder die Tauschmöglichkeit auf einem Fenstersims). Die offenen Bücherschränke und die Tauschbox sind hierbei durchgehend zugänglich, unterscheiden sich deshalb in ihren Teilnahmemustern erheblich von den anderen temporären oder dauerhaften Angeboten. Grundlegend gilt, dass sehr viele Teilnehmerinnen der hier im Fokus stehenden Schauplätze eine milieuspezifischen Lebensform aufweisen, die durch eine hohe Gewichtung von Bildung, weltoffener Gesellschaftskritik, ausgeprägtem Interesse an kulturellen Aspekten, sozialem Engagement und Selbstverwirklichung gekennzeichnet ist. Wenden wir uns nun zuerst den Teilnahmen in den dauerhaft betriebenen, aber nur temporär nutzbaren Schauplätzen zu, die identisch mit ihrem Interaktionsort sind und thematisieren anschließend Teilnahmemuster in workshopartigen Angeboten, um abschließend auf die dauerhaft betriebenen, immer zugänglichen Schauplätze einzugehen, so ergibt sich folgendes Bild:

Die zivilgesellschaftliche offene Werkstatt, der Leihladen wie auch die offenen Gärten ziehen vor allem Menschen mit dem schon genannten milieuspezifischen Hintergrund an. Zusätzlich spielt das Alter eine wichtige Rolle, zum Teil auch geschlechtsspezifische Zuschreibungen. Die Mitgliedschaft und Nutzung der offenen Werkstatt ist überwiegend männlich konnotiert, jene des Leihladens hingegen vornehmlich auf Studierende mit entsprechendem Interesse an einem ressourcenschonenden Umgang mit den Dingen fokussiert. In beiden Fällen liegt dabei eine weitgehende Passung zwischen den milieuspezifischen Lebensformen der Kernakteure mit denen der Nutzerinnen dieser Schauplätze vor. Zudem spricht viel dafür, dass die betreffenden Schauplätze auch Teilnehmerinnen interessieren, die sich als Lifestyle-Avantgarde begreifen, deren Lebensform außer auf Selbstentfaltung stark von Vernetzungsorientierungen und der Suche nach neuen Erfahrungen geprägt ist. Teilnehmerinnen mit diesen Milieuhintergründen eint die starke Orientierung an kulturellem Kapital, unterscheidet sie aber hinsichtlich der Verfügbarkeit an ökonomischem Kapital, die im Milieu der Lifestyle-Avantgarde im Vergleich zum Referenzmilieu sowieso durchschnittlich niedriger ist, im Letztgenannten aber stark streut. Ähnliches gilt auch für die offenen Gärten, die in den Stadtteilen initiiert wurden. In manchen Fällen gelingt es auch, Menschen, die wegen des Bürgerkriegs in *Syrien* nach *Wien* geflüchtet sind, in solche Urban-Gardening-Projekte zu integrieren. Das offene Nähcafé hingegen kann aufgrund seiner Lage zwar auch Kinder mit Migrationshintergrund aus der unmittelbaren Nachbarschaft neugierig machen, die bei ihrem ersten Besuch über mehrere Stunden bleiben, dann aber nicht mehr wiederkommen. Mehrheitlich wird es aber von Frauen, die überwiegend aus dem Stadtteil kommen, frequentiert, die durchaus unterschiedlichen Milieus und eher schlechteren ökonomischen Lagen zugeordnet werden können. Insgesamt ist die Teilnahmereichweite in den unterschiedlichen Schauplätzen aber divers und bedarf einer differenzierten Betrachtung.

Vorfindbar sind workshopartige Schauplatzinszenierungen, die sich als Familientreffen charakterisieren lassen, weil sie nicht nur auf Menschen einer milieuspezifischen Lebensform ausgerichtet sind, sondern unter diesen primär die erreichen, die über berufliche oder private Kontakte eng mit den jeweiligen Organisatorinnen verbunden sind. Das Alter der Teilnehmerinnen kann durchaus variieren, also Ältere und Jüngere zusammenführen. Mehrheitlich sind diese Teilnahmegruppen autochthon, zumindest aber deutschsprachig geprägt. Ein Einblick in einen solchen Workshop

mag illustrieren, wie diese Zusammenkünfte sich von anderen unterscheiden. Das Zusammenkommen aus thematischem Anlass – etwa Upcycling von Metalldosen und Plastikflaschen, wie es in den Ländern des globalen Südens oft üblich ist – folgt nicht unbedingt einem festen Ablaufplan, an dessen Ende ein mitnehmbares Ergebnis stehen soll, sondern fungiert eher als gemeinschaftsstärkendes Treffen einer Gruppe gleichgesinnter Insiderinnen. Es wird folglich auch nicht als hochkulturelles Event gerahmt, auf dem es sich mit entsprechender individuell hervorstechender Kleidung zu inszenieren gilt, sondern als Ort von Aktivitäten, die durch ihren Nachhaltigkeitscharakter zwar mehr als reine Freizeitgestaltung sind, aber hierzu keines besonderen Kleidungskodes bedürfen. Die Kleidung ist leger und teils alternativ. Auch hier gibt es spezifische Gesprächsthemen, nicht aber Gespräche über hochwertige und -preisige Gegenstände, sondern etwa über geplante Aktionen, durch die andere für die Probleme des globalen Südens sensibilisiert werden sollen, oder Gespräche über Produkte des fairen Handels wie das Fairphone oder andere.

Ein solcher familienfestähnlicher Charakter ist allerdings eher die Ausnahme bei den Workshop-Angeboten zivilgesellschaftlicher Interaktionsorte. Grundsätzlich finden sich hier bezogen auf die milieuspezifischen Teilnahmemuster ganz unterschiedliche Ausprägungen. Wie die Schauplatzmontage *Schauen, zeigen, bohren* zeigt, erreichen derartige Workshops auch Teilnehmerinnen, die keine postmaterielle Lebensform aufweisen. Teilnehmerinnen dieser Workshop-Reihe und anderer Workshops etwa aus dem Upcycling-Bereich, in denen es um das Anfertigen von Bienenwachstüchern, Haushaltsschwämmen oder Bestecketuis geht, sind vorrangig Frauen, mehrheitlich zwischen 50 und 60 Jahren alt. Die Teilnehmerinnen verfügen über einen eher hohen Bildungshintergrund, sind ökonomisch eher gut gestellt und kommen zum dem überwiegend, aber keineswegs nur, aus dem betreffenden Stadtteil.

Workshops für Kinder, die oftmals im Rahmen städtisch geförderter Ferienaktivitäten angeboten werden, erreichen mehrheitlich Kinder mit einheimischem Familienhintergrund, ganz einfach, weil in den Ferienzeiten die Kinder mit Migrationshintergrund sich häufig in den Herkunftsländern aufhalten. Workshops wie jener in der Schauplatzmontage *Nähen* beschriebene, der von der Stadt über ein Kursprogramm subventioniert wird, weisen das vielfältigste Teilnahmemuster milieuspezifischer Lebensformen auf, wobei aber zumindest eine gewisse Bildungsaffinität gegeben sein muss: Das Kursprogramm und damit auch dieses Workshop-Format wird über ein Veranstaltungsheft für Interessierte beworben, die sich registrieren lassen.

Die Events dieses Workshop-Formats sind eigentlich immer ausgebucht, die Teilnehmerinnen kommen aus ganz Wien und auch aus dem Umland. Es überwiegen zwar Teilnehmerinnen mit einer postmaterialistischen Lebensform, aber es kommen auch Menschen mit eher konservativem Milieuhintergrund oder aus der bürgerlichen Mitte, die Handwerkstraditionen wie das Nähen wertschätzen und Entschleunigung suchen, oder Teilnehmerinnen, deren lebensstilspezifische Lebensform Selbstverwirklichung durch ständige Suche nach neuen Erfahrungen nahelegt. Aufgrund der städtischen Förderung überwiegen hier bestimmte Altersgruppen, nämlich Kinder und auch Jugendliche sowie Eltern(teile) der Altersgruppe 25 bis 50 Jahre. Auch wenn mehrheitlich Frauen an diesem Format mitmachen, wird es auch von Männern besucht, und auch wenn die meisten Teilnehmerinnen einen autochthonen Hintergrund aufweisen, sind eigentlich immer Menschen mit Migrationshintergrund vertreten.

Foto 36: Upcycling-Kursteilnehmerin (2020)

Quelle: Michael Jonas

Dabei verfügen die Teilnehmerinnen über sehr unterschiedliche Fertigkeiten. Manche haben noch nie genäht und andere sind fast schon Profis, die ihre eigenen Projekte mitbringen, die sie zu Hause wegen Platzmangels oder wegen fehlenden Equipments nicht durchführen können. Wieder andere suchen einfach nur soziale Vergemeinschaftung. Grundsätzlich zeichnen sich die Teilnehmerinnen trotz der Vielfalt an milieuspezifischen Lebensformen aber dadurch aus, dass die involvierten Personen eher nicht einkommensstarken Haushalten entstammen und oft auch ökonomisch schlechtergestellten Lagen zugeordnet werden können. Die Materialkoje hingegen, die gerade kein Workshop-Format aufweist und in der unentgeltlich weiterverwendbare Materialien an bestimmten Tagen und Zeiträumen abgegeben oder mitgenommen werden können, richtet sich an Pädagoginnen, Künstlerinnen, nahe wohnende und nachhaltig orientierte Stadtbewohnerinnen oder grundsätzlich an diesem Schauplatz interessierte Menschen, die immer mal wieder hierher kommen, um nach Kuriositäten wie einem Bauteil einer Briobahn Ausschau zu halten. Nachhaltigkeit ist hierbei nur bedingt eine reine Wertorientierung. Mitunter befinden sich Nutzerinnen des Materiallagers in ökonomisch prekären Lagen und nutzen dann diesen Schauplatz,

um Materialien für sich oder ihre Kinder unentgeltlich zu beziehen, die sie sonst kaufen müssten.

Von diesen temporären Angeboten unterscheiden sich zuletzt solche Schauplätze, die eigentlich rund um die Uhr aufgesucht werden können wie vor allem die Tauschbox und die Bücherschränke. Nutzerinnen der Tauschbox sind überwiegend, aber keineswegs nur Frauen. Die Nutzerinnen unterteilen sich dabei in drei Gruppen. Die erste Gruppe umfasst die ehrenamtlich tätigen Kümmerinnen, die diesen Interaktionsort nicht nur sorgsam pflegen, sondern auch als Ort des Findens schöner Dinge sehen. Die zweite Gruppe umfasst die Geberinnen, die mitunter aber ebenfalls aus der Tauschbox ihnen ansprechende Dinge entnehmen. Die dritte Gruppe umfasst die Nehmerinnen, die gezielt oder zufällig zu diesem Schauplatz kommen und brauchbare Dinge entnehmen. Mitglieder der ersten und der dritten Gruppe wohnen mehrheitlich nicht in *Neubau*, unterscheiden sich aber mitunter ansonsten erheblich. Bezogen auf den milieuspezifischen Hintergrund orientieren sich Kümmerinnen und Geberinnen an den schon genannten zwei zentralen Lebensformen. Die Geberinnen unterscheiden sich von den Kümmerinnen aber erstens darin, dass sie neben dem hohen kulturellen Kapital auch über hohes ökonomisches Kapital verfügen können. Und zweitens ist für sie die Teilnahme an diesem Schauplatz nicht so stark mit einer affektiven positiven Bindung gekoppelt, wie dies bei dem Kümmerinnen der Fall ist. Die Teilnahme rührt viel stärker aus dem Interesse, jene brauchbaren Dinge aus dem Eigenbesitz einer unkomplizierten Weiternutzung zur Verfügung zu stellen, die ansonsten aus welchen Gründen auch immer entsorgt werden müssten. Das sieht bei der letzten Gruppe anders aus. Sie setzt sich vornehmlich aus Menschen zusammen, die entweder einen ähnlichen milieuspezifischen Hintergrund wie die Kümmerinnen aufweisen, oder sie entstammen Milieus, deren Mitglieder über geringere bis hin zu deutlich geringeren kulturellen und ökonomischen Kapitalien verfügen.

Eine Geberin, um die 40, Gymnasiallehrerin, die beispielsweise »um's Eck« wohnt und nach der Arbeit in legerer, mitunter auch teurer Freizeitkleidung noch ein paar Schuhe oder andere Dinge zur Box bringt, kann so potentiell etwa auf einen 50- bis 60-jährigen Mann stoßen, der in abgetragener Alltagskleidung extra mit einem Trolli aus einem anderen Stadtteil zur Box gekommen ist, um nach weiter nutzbaren Dingen Ausschau zu halten, die er sich sonst nicht leisten könnte. Oder sie trifft auf eine Frau mit türkischem Migrationshintergrund – wie sie, Mitte 40 und ebenfalls leger und modisch gekleidet –, die eher zufällig vorbeigekommen ist und eine wie neu aussehende Büroablage entdeckt hat, die sie mitnimmt. Vielleicht hat sie die 60- bis 70-jährige Frau gerade verpasst, die in ihrer altmodischen, dabei aber durchaus exzentrisch eleganten sowie gut erhaltenen Kleidung einen Klappstuhl mitgenommen hat, den sie sichtlich mit Mühen in ihre nicht weit entfernt liegende Wohnung trägt. Oder den 30-jährigen Mann mit Dreadlocks und ausgewaschener Kleidung, der sich eine weiße Schaafe aus der Box nimmt und in seinen sichtlich in die Jahre gekommenen Rucksack verstaut.

Ähnliches ließe sich auch über die schon erwähnten offenen Bücherschränke ausführen. Diese Schauplätze des Tauschens und Teilens, die von zivilgesellschaftlichen Initiativen initiiert wurden und werden, haben sich tief in das Stadtleben eingeschrieben. Sie sind allgemein akzeptierte und frequentierte Bestandteile des Stadtlebens geworden und erreichen keineswegs nur spezifische Milieus, sondern inkludieren eine ganze Bandbreite milieuspezifischer Lebensformen. Und sie schaffen es, auch Mit-

glieder jener Milieus zu erreichen, die nur über geringes ökonomisches Kapital verfügen und sich aus der Notwendigkeit heraus, nicht genug zum Leben zu haben, in diese Schauplätze hineinbegeben.

5.5.2.3 Milieuspezifische Lebensformen in hybrid verankerten Schauplätzen

Muster milieuspezifischer Lebensformkombinationen lassen sich schließlich auch in jenen Schauplätzen finden, die von intermediären Organisationen angeboten werden, die im besonderen Maß in den drei gesellschaftlichen Sphären der Öffentlichkeit, der Politik und der privaten Lebensführung verankert sind, also von jenen Organisationen, die im verstärkten Ausmaß durch öffentliche Gelder, karitative Institutionen oder andere Trägerorganisationen finanziert oder anderweitig unterstützt werden. Auch hier lassen sich die Schauplätze des gemeinsamen Erhaltens nach Teilnahmespekten voneinander abgrenzen. Auch hier bietet es sich folglich an, den Blick auf spezifische Schauplätze mit eher begrenzten Teilnahmen, auf Schauplätze mit eher größeren Teilnahmen und auf Events im Rahmen öffentlicher Feste zu richten.

Es ist ein gemeinsames Merkmal dieser Schauplätze, dass die anvisierten Teilnehmerinnengruppen weitaus diverser sind als im Fall der zuvor diskutierten Schauplätze. Konnten sowohl im Fall der Schauplätze mit primärer Verankerung in der ökonomischen Sphäre als auch im Fall der Schauplätze mit primärer Verankerung in der öffentlichen Sphäre deutlich zentrale milieuspezifische Lebensformen identifiziert werden, die sich bei den jeweiligen Teilnehmerinnen wiederfinden, so weichen die hier thematisierten Schauplätze von dieser Eindeutigkeit insgesamt ab. Vorfindbar sind ganz unterschiedliche Kombinationen adressierter Lebensformen, die sich – hier durchaus ähnlich zu den vorangegangenen Fällen – stark an der Ausrichtung des jeweiligen Interaktionsortes richten. Die Zerfaserung des Musters milieuspezifischer Lebensformkombinationen ergibt sich hier also aus der Heterogenität der innerhalb der beiden Stadtteile befindlichen Interaktionsorte.

Zu den Schauplätzen mit begrenzten Teilnahmen zählen wir im Untersuchungsfeld Reparaturcafés, Workshops etwa zum Hockerbau oder zur Parkleiterrichtung, Nähwerkstätten, Upcycling- und Reparatur-Workshops oder auch die sogenannten Grätzloasen, also Kleinstprojekte, deren Organisation und Durchführung im öffentlichen Raum stattfindet, Fallbeispiele also, die überwiegend in oder nahe bei den betreffenden Interaktionsorten organisiert werden. Keiner dieser Schauplätze ähnelt den zuvor diskutierten Fallbeispielen im Hinblick auf ihre Teilnehmerinnen. Teilnahme an Reparaturcafés ist grundsätzlich unentgeltlich. Was es zur Teilnahme bedarf, ist eine Unterschrift unter einen Haftungsausschlussbogen, der die Ausrichterin und ihre Aktivistinnen rechtlich vor eventuellen Forderungen abschirmt und quasi als Eintrittskarte gilt. Die Besucherinnen der von uns berücksichtigten Reparaturcafés entstammen mehrheitlich älteren Generationen, kommen aus der gesamten Stadt und verfügen zumeist über einen autochthonen Hintergrund. Ihre Verortung in milieuspezifischen Lebensformen variiert allerdings erheblich. Anzutreffen ist beispielsweise sowohl der Jungakademiker, der sich persönlich und beruflich neu orientieren will und in legerer sowie gut gepflegter Alltagskleidung – Sportschuhe, Jeans und einem schwarzen Pulli – ein altes Radio aus den 1950er Jahren mitgebracht hat, das er gerne zusammen mit einem Reparatteur wieder in Gang setzen möchte. Anzutreffen ist ebenso eine über 50-jährige Frau in altmodischer und einfacher, ebenfalls gepflegter Bekleidung, die regelmäßig mit eigenen Nähprojekten kommt und sozialen Anschluss

sucht. Und schließlich sei ein gut gekleidetes älteres Ehepaar genannt, das den Besuch mit einem Einkauf verknüpft und zwei nicht mehr funktionsfähige Staubsauger günstig repariert bekommen und sich so das Geld für Kostenvoranschläge bei gewerblichen Anbieterinnen sparen möchte. Die anderen Schauplätze dieser Art richten sich hingegen nicht an Jedefrau, sondern – aufgrund interaktionsortspezifischer Ausrichtungen – explizit an bestimmte Klientel. Differenzieren lassen sich Angebote an Mädchen, junge Frauen oder überhaupt Frauen, die sich vor allem darin ähneln, dass sie oder ihre Eltern schon vor längerem oder erst im Zuge der Kriege in *Syrien* und *Afghanistan* nach *Österreich* eingewandert sind. Oder Angebote an im Zuge dieser Kriege eingewanderte junge Männer, die noch auf ihre Asylanererkennung durch den Staat hoffen und in einfachsten Unterbringungsverhältnissen weitestgehend zum Nichtstun verdammt sind. Die entsprechenden Workshop-Angebote richten sich folglich an Mitglieder migrantischer Bevölkerungsgruppen, die in bestimmten Wohngebieten des Untersuchungsfeldes schon seit einigen Jahrzehnten den betreffenden Bezirk prägen, die erst vor kurzem in den Stadtteil gekommen sind oder die mitunter auch aus anderen Stadtteilen kommen. Sie können auf diese Weise Mädchen und Frauen mit vorwiegend türkischem, bulgarischem, aber auch afghanischem, syrischem oder auch afrikanischem Migrationshintergrund erreichen, die in den geschützten Schauplätzen dieser Interaktionsorte kreative Anregungen bei Upcycling-Workshops oder Nähcafés, Miteinander, Hilfestellungen und Spracherwerb suchen. Oder sie erreichen jene durchweg im Zuge von Flucht migrierten jungen Männer, die ebenfalls an Hilfestellungen, Abwechslungen und Spracherwerb interessiert sind, für die ein Hockerbau-Workshop ein wichtiges Mobiliar zu schaffen erlaubt, das ihnen zuvor fehlte, oder für die eine Parkleterrichtung eine Möglichkeit bietet, sich für das Gemeinwohl einsetzen zu können. Die Angebote einer in einem der Stadtteile verorteten Upcycling-Taschenherstellung einer karitativen Sozialorganisation adressiert Drop-outs mit zumeist vorliegendem Migrationshintergrund als Produzentinnen. Eine Abweichung von diesen zielgruppenspezifischen Teilnahmen besteht schließlich noch in den nachbarschaftsorientierten Kleinstprojekten, die zumindest in einem der beiden Bezirke von zwei städtisch beheimateten Institutionen potentiell bezuschusst werden und vor allem in Form von Grätzloasen und Kleinst-Workshops der Grätzliniativen im öffentlichen Raum stattfinden, deren Teilnahmen aber kaum näher spezifiziert werden können. Gerade die Besucherinnenfrequenzen von Parklets können sich erheblich unterscheiden. Gut besuchte Parklets haben einen entsprechenden Standort, der nicht nur von vielen Fußgängerinnen passiert wird, sondern noch über zusätzliche Qualitäten verfügen muss wie Schatten (an heißen Sommertagen) oder eine ruhige Lage, zudem auch Akzeptanz der Nachbarschaft – etwas, was keineswegs als gegeben angenommen werden kann. Kleinst-Workshops adressieren hingegen spezifische Nachbarschaften etwa in Wohnblocks.

Die zweite hier thematisierte Gruppe setzt sich aus Schauplätzen zusammen, die generell vergleichsweise viel höhere Teilnahmen erreichen, dies vor allem deshalb, weil sie sich thematisch auf den wenig komplexen Bereich des Tauschens und Teilens in Form von Flohmärkten, Sozialkaufhäusern oder Kleidertausch-Events beziehen. Hohe Teilnahmen sind natürlich abhängig von den örtlichen Gegebenheiten und variieren deshalb in den betreffenden Interaktionsorten, die diese Events organisieren. Es variieren aber auch identifizierbare Muster milieuspezifischer Lebensformen. In dem beschriebenen Sozialkaufhaus, also einer Art Secondhandshop, das in einem Stadt-

teilzentrum integriert ist, treffen Menschen aus ökonomisch und kulturell benachteiligten Lagen auf Menschen, denen der Besuch als Bestandteil und Ausdruck einer gesellschaftskritischen Haltung oder eines avantgardistischen Lifestyles gilt. Schauplätze wie diese sind immer auch Begegnungsorte unterschiedlicher Alltagskulturen. Im Fall der Menschen aus jenen Milieus, die Reckwitz der neuen Unterklasse zurechnet, geht es folglich um Existenzsicherung und um Grundversorgung, die hier partiell unentgeltlich sichergestellt werden kann. Im Fall der anderen Teilnehmerinnen hingegen geht es vielleicht auch um ökonomische Erleichterungen – die hier angebotenen Dinge sind kostengünstiger als in jedem kommerziellen Altwarengeschäft zu beziehen. Es geht aber vordringlich darum, alltagspraktische Kuriositäten des Massenkonsums und mitunter auch Einzelstücke zu entdecken, die sich sonst nicht mehr auffinden lassen, also etwa einen einzelnen Topfdeckel, weil der eigene kaputt gegangen ist. Flohmärkte, hier in der Form von Kinderflohmärkten, ziehen wiederum andere Teilnehmerinnen an. Die Teilnahme an Kinderkleidungsflohmärkten wird in erster Linie durch altersspezifische Aspekte sowie durch prekäre ökonomische Lagen geprägt. Es dominieren Teilnehmerinnen der Altersgruppe der 20- bis 40-Jährigen, teils mit, teils ohne Kinder mit entsprechenden milieuspezifischen Lebensformen. Teilnehmerinnen sind auch hier sowohl Standanbieterinnen als auch reine Besucherinnen. Hier überwiegen allochtone Hintergründe. Vor allem die Anbieterinnen kommen aus unterschiedlichsten Ländern und schließen nicht nur Erwachsene ein, sondern auch Kinder und Jugendliche. Während für diese der Besuch, aber auch das Anbieten von Waren ein Event darstellt, dass sowohl Spaß macht als auch Geld einbringen kann, wird das nachhaltigkeitsorientierte Motiv Erwachsener, überschüssige Kleidung des eigenen Haushalts einer Weiterverwendung zuzuführen, oftmals durch ökonomische Motive überlagert. Manche wollen über solche Flohmärkte Geld in die Haushaltskasse mit einbringen. Für andere stellen die oftmals geringen Einkünfte – an vielen Ständen werden die Objekte mit einem Einheitspreis von 1 € weggegeben – zentrale Einnahmequellen dar. Mitunter mischen sich unter die Anbieterinnen auch gewerbliche Verkäuferinnen, denen der Zutritt zu diesen Events eigentlich verwehrt ist. In den Augen der Organisatorinnen stellen solche Schauplätze aber besondere Orte dar, in denen es in besonderer Weise gelingt, Menschen aus mehreren gesellschaftlichen Milieus und unterschiedlichen Herkunftsländern konfliktfrei zusammenzubringen. Das kann bei anderen Events wie entsprechenden Kleidertausch-Events anders ausfallen.

Simeon Hassemer

Kleider tauschen

Im April hatte Heidelinde, Leiterin eines karitativen Zentrums, auf Facebook »jeder-mann/jedefrau« zu einem Kleidertausch an einem Samstagvormittag im September eingeladen. Bisher fanden in dem Zentrum alle vier bis sechs Monate Kinderkleidertausch-Events mit Loca, einer jungen Mutter, statt. Für diesen Kleidertausch hat Heidelinde über eine weitere Bottom-up-Kooperation die Kleider-tauschanbieterin, Mandy, hinzugezogen. Mandy veranstaltet mit ihrem Partner, Kevin, und einem guten Freund, Daniel, Kleidertausch-Parties in »Furtegehlations« wie das »sehr hippe Badeschiff« aber auch LGBT-relevanten Vereinen. Bereits vor Beginn stehen Kleingruppen vor dem Gebäude, wechseln Unterhaltungsthemen und mitgebrachte Kleidungsstücke. Unterdessen essen an einer Theke im Foyer

betagte Männer Frankfurter Würstchen und trinken Kaffee. Frauen (40-50 Jahre) eines Lerntandems unterhalten sich mehrsprachig an Kaffeetischen. In einem abgetrennten Bereich stöbern junge Familien in einem Secondhand-Regal. Durch das Foyer führt eine Menschenschlange zu einem Tisch neben der Ein- und Ausgangstür des Kleidertauschbereichs. Am Tisch nehmen Wiltraud und Heidelinde einen festen Geldbetrag für den Organisationsaufwand von Erwachsenen entgegen, fragen nach weiterem Interesse an Events und führen eine Strichliste.

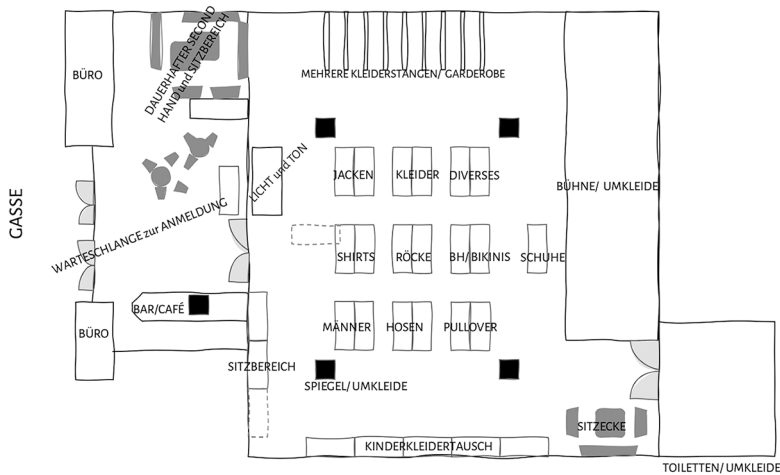
In einem Raum mit Bühne, Licht- und Tonanlage, begrüßt Daniel mit einem Handzähler die Neuankömmlinge. Mit lauter Stimme fragt er gegen die Popmusik und Warteschlangengespräche, ob sie schon Mal dabei gewesen seien und fügt an, es gerne nochmal zu erklären. Er erklärt dann, es sei nicht nach Größe geordnet, »wobei Kinder ganz rechts« sind. Alles andere seien »Kategorien wie Männer, Shirts, Hosen und so weiter«, was die Tischbeschriftungen entnehmbar sei. Dann fügt er etwas an wie »Mitgebrachtes könnt's ihr einfach einsortieren und [...] von den Tischen herunternehmen«. Abschließend wünscht Daniel »viel Spaß« und gibt einen Zettel mit Folgeterminen an anderen »Locations«. Die Eingeweihten verteilen sich dann zwischen Kleidertischen und Menschenansammlungen. In den nächsten drei Stunden werden über 500 Menschen aus ganz Wien und Umland diesen spezifischen Ort mit Gemeindehaus-Charme aufsuchen. Mandy und Loca treffen dort viele Bekannte. Hin und wieder besuchen die beiden die Tische, machen mit Be-Sucherinnen »Smalltalk« über »die Kleidermassen« und »die Leute, die kaufen«. Derweil legt Mandy etwa eine Kindersonnenbrille am Diversestisch zu Schmuck, Nagellack und Kugelschreibern, schichtet große, bedruckte T-Shirts am Männerstisch um. Oder Mandy entnimmt eine Kindertragetasche dem Diversestisch und übergibt sie Loca, die sie zum Kinderkleidertausch trägt. Loca sortiert außerdem gefährliches Spielzeug aus und verstaut es auf der Bühne, die heutige Umkleide.

Den Rest machen die Tische mit den Kleidern und Be-Sucherinnen, indem sie von Anwesenden eine »Grundhygiene« verlangen und »Dinge schön zusammenzulegen« einfordern. Allerdings passiert das unterschiedlich: So ist der Gang entlang von vier wandseitigen Tischen ein Galeriepfad, den vornehmlich Mütter und Großmütter mit Kinderwägen flanieren. Sie finden dort Holz- und Plastikspielzeuge, Bücher, Skianzüge, Einteiler und dergleichen mehr. Kurz stehenbleibend beschauen und fühlen sie die Fundobjekte, geben einander Empfehlungen, indem sie das Fundstück in die Luft heben oder lassen sich von Kleinkindern Suchbefehle wie »Da schau, Mama« geben. Dabei halten sie Abstand zu Vorausgehenden, den Kleinkinder, Zweitgereichte oder Überholende mit Kinderwagen nutzen können. Gemein ist ihnen, dass sie »auskommen«, aber sich »die Dinge, die es schön machen« nur leisten können, wenn sie bei anderem »improvisieren«.

Andere Ganggäste kommentieren, was sie in einer Tauschregion sehen: »Da muss man sich durchsetzen können«, stellen zwei Männer (40-50 Jahre) fest. Währenddessen wartet abseits »der Herren« Laurenz (35 Jahre) auf seine »Schwiegereltern« und »die Partnerin« an den »Wühltischen«, nachdem er eine Jeans und ein Sakko »am Tisch für Männer« gefunden hat. Andere erzählen sich von ihren Erlebnissen und deuten mit Fingern auf Kleidertische oder Menschen. So erzählt Agnes (22 Jahre) ihren TU-Kommilitoninnen von einer Frau, die ihren Busen ungefragt kommentiert habe, was die Kleingruppe lachend als »crinchy« bewertet. Andere befinden wiederum das ungefragte Kommentieren von Körpern – etwa beim An-

probieren von Kleidung – als ungezwungenen Umgang »*ned so gschamig uma zu tuan*« und sogar als Entscheidungshilfe. Linda, Doktorandin an der BOKU, die seit sieben Jahren »Kleidertausch-Parties« besucht, problematisiert mit Bekannten vielmehr die »Kommerzialisierung« des Kleidertauschs. Sie äußern ihre Präferenz für private Events, nachdem Linda durch den Ellenbogen einer Frau (etwa 60 Jahre) mit Einkaufstrolley vom Pullovertisch »*wie am Flohmarkt*« verdrängt wurde. Leo (28 Jahre), Lehramtsstudentin und Bloggerin, befindet es als »*nit so caring*«, während sie in Richtung T-Shirt-Tisch schaut, wobei sie nicht etwa das »*Schmeißen von Gwand*« über die Menschenansammlungen am T-Shirt-Tisch meint. »*Das ist halt der Spaß*« der Parties und stellt sich nur für Unbeteiligte als unachtsam dar.

Abbildung 11: Positionsskizze des Kleidertauschs



Quelle: Simeon Hassemer

Dort, beim T-Shirt-Tisch, versammeln sich besonders dicht überwiegend Frauen (15-25 Jahre), teilweise etwas ältere und nur wenige junge schnurbarttragende Männer. Sie richten sich noch in fünfter Reihe auf die Tische aus und drücken sich mit engen Körperkontakt nach vorne, schubsen einander behutsam in kurzweilig vordere Lücken oder schirmen sich taumelnd mit den Händen ab. So tragen sie dazu bei, dass sie und andere nach vorne kommen. Am Tisch schichten sie Shirts auf und um, breiten sie aus, legen sie leger zusammen und »*Schupfen*« sie aus ihren Suchterritorium in den händischen Nahbereich anderer. Landet dann etwa ein Shirt über ihren Köpfen vor ihnen, unterbrechen sie meist ihr Suchen und greifen nach dem Flug-Shirt. Fassen sie zugleich nach den Shirts, kommt es manchmal zum »*Rupfen*« aus den Händen, manchmal zum Loslassen, flüchtigen Augenkontakten und Bemerkungen wie etwa: »*Hoppla, nimm du*«, oder einem generösen: »*Nein, du!*«

Dagegen sammeln sich am Hosentisch und benachbarten Pullovertisch Frauen (30-40 Jahre) und einige Jüngere in zwei- bis dreireihigen lockeren Formationen. Dort berühren sich deren Taschen oder Schultern sanft und kündigen sich so eine künftige Rotation an, bei der sie seitwärts an einen anderen

Absuchplatz des Tisches gelangen oder sich aus der Formation winden. Somit öffnen und schließen sich beim Tisch mit kachelartig organisierten Pulloverstapeln die Reihen zum Tisch und ermöglichen, dass aus der zweiten Reihe mitgebrachte Kleidungsstücke abgelegt werden, während Erstgereichte die Tischgaben beschauen, befühlen und am Tisch einsortieren oder augenblicklich in Taschen verschwinden lassen. Am Hosentisch überlappen sich hingegen aufgefaltete, kurze und lange Hosen. Die erste Reihe an Suchenden ist derart lose, dass Zweitgereichte die Zwischenräume zum Suchen gebrauchen. Sind die Hosen- und Pulloversuchenden meist mit gesenktem Kopf auf die Tische gerichtet und nur selten (aufgrund gemeinsam geteilter Fundobjekte oder Körperkontakte) in Gesprächen, verweilen circa fünf Be-Sucherinnen verschiedenen Alters am Röcke-, Jacken- oder Kleidertisch. Hier finden sie einander wieder, verabreden sich etwa auf einen Kaffee oder zeigen ihre Fundobjekte und bewerten: »*Das steht dir sicher*«, oder: »*Was für ein feiner Stoff*.«

Am BH- und Bikinitisch halten sich hingegen maximal zwei Be-Sucherinnen auf oder schauen mit schweifendem Blick im Vorübergehen auf den Tisch. Dort sind vielerlei Bikinis, Boxershirts, Slips und lange Badehosen ausgebreitet, die schon von Weitem in Form, Größe und Abnutzung identifizierbar sind. Ähnlich den Kleider- und Röcketischen muss man hier den Aufenthalt darin glaubhaft gestalten, wie das eigene Geschlecht, Alter und Fundobjekt am Suchort zusammenpassen. So sagt Rosita (50 Jahre) am Röcketisch leise unter den flüchtigen Blicken anderer »*für meine Nichte*«, während sie einen Jeansminirock hochhebt. Und Lennard (16 Jahre) erklärt, er sei »*für ein Theaterstück*« am Kleidertisch. Wie sich am BH- und Bikinitisch zeigt, kann es aber auch zur Infragestellung der Anwesenheit führen, als eine Frau (etwa 40 Jahre) fragt, ob man sich »*verlaufen*« habe und mit Blick auf die Boxershirts sagt, es sei »*nicht so gut sortiert*«.

Ohne Abschiedsgrüße verlassen die Gäste den Kleidertausch. Manchmal sortieren sie noch Fundstücke aus, probieren sie an, halten Blicke auf sie oder werfen sie zurück auf Tauschtische. Und der Rest auf den Tischen – den überlassen die Kleidertauschanbieterinnen am Ende des Events dem Flohmarkt des Zentrums, wo das Sammelsurium karitativen Zwecken dient.

Wie die Schauplatzmontage *Kleider tauschen* illustriert, ist das Teilnahmemuster solcher Events wiederum anders gelagert. Solche Events werden ohne Zweifel stark von Mitgliedern einkommensschwacher und geringer gebildeter Milieus frequentiert, aber ebenso von bildungs- und kulturaffinen Menschen in prekären ökonomischen Lebensphasen oder aber generell von Personen mit einer postmateriellen und sozial-ökologischen Lebensform, die einen Beitrag gegen den Massenkonsum vollbringen möchten. Werden solche Veranstaltungen, wie in der betreffenden Schauplatzmontage dargestellt, in Kooperationen mit Akteuren aus der Tausch-Event-Szene organisiert, können viel mehr Teilnehmerinnen mobilisiert werden, weil dann vornehmlich die Mitglieder dieser Szene die Besucherinnenzusammensetzung derartiger Schauplätze prägen. Für diese gilt der Schauplatz vornehmlich als spaß- und erlebnisgenerierender Szenetreff, der es möglich macht, nicht mehr gewollte eigene Kleidung einfach und sinnstiftend loszuwerden und zugleich für sich selbst neue Kleidungsstücke zu beschaffen, die man oder frau sich als Neuware mitunter nicht hätte leisten können. Zur entsprechenden Erlebniskultur gehört auch, dass sich die Besucherin-

nen wechselseitig kommentieren und dabei durchaus nicht immer schmeichelhafte Fremdbewertungen abgeben. Auch soziale Medien kommen hier zum Einsatz, um das Schauplatzgeschehen in Echtzeit zu bewerten oder sich über anstehende Tausch-Events zu informieren. Andere Besucherinnen begeben sich miteinander in Echtzeitdiskussionen über ihre Wünsche und Werthaltungen, die auch zu als »ziemlich angriffig« und »unnötig« erfahrenen Kommentaren führen können und dann von Dritten zu schlichten gesucht werden.

Davon unterscheiden sich schließlich noch Teilnahmemuster solcher Events, in denen Akteure aus der Stadtpolitik wie diversen Magistratsabteilungen oder der Agenda 21 zu Vernetzungstreffen in Bezug auf ihr Kleinprojektförderprogramm im öffentlichen Raum, in dem beispielsweise alle Parklettförderungen untergebracht sind, einladen. Auf solchen Vernetzungstreffen, die etwa in einer bekannten Lokation auf einem hippen Platz organisiert werden, kommen vorwiegend Menschen mittleren Alters zusammen, die in der Regel akademisch gebildet sind und in eher guten ökonomischen Lagen situiert sind. Von Seiten der Organisatorinnen werden die Besucherinnen mit ihren sozialökologisch und performanzorientierten Lebensformen, ansatzweise ablesbar am hier den Schauplatz prägenden gut gepflegten modisch-alternativen Kleidungslook und den entsprechenden inhaltlichen Themen der Unterhaltungen, als »Aktivistinnen und Aktivistinnen, die im öffentlichen Raum miteinander die Stadt zelebrieren« bezeichnet. Das Publikum zeigt sich dem Programm gegenüber aufgeschlossen, das Engagement in diesen Ausdrucksformen des DIY-Urbanismus als gemeinsamen Erfolg städtischer Politik und zivilbürgerlichen Engagements zu feiern und sich feiern zu lassen. Die Teilnehmerinnen können sich in Tischgesprächen miteinander austauschen, für öffentlichkeitswirksame Fotos posieren, bei einem Glas Wein oder Mineralwasser zusammenstehen oder sich über die neuesten Förderprogramme informieren, von denen sie in ihrem Engagement im öffentlichen Raum erneut profitieren können.

5.6 Zur Vielfalt, Komplexität und Fluidität von Schauplätzen

Damit gelangt die vergleichende Darstellung der unterschiedlichen Schauplätze des Reparierens und Selbermachens und ihrer Komponenten an einen vorläufigen Schlusspunkt. Die Thematisierung der Schauplatzinszenierungen mit den vier zentralen Foki auf Praktiken, Orte, Objekte und Akteure des DIY-Urbanismus macht augenfällig, wie vielschichtig, verwoben und fluide diese ausfallen. Allein die Unterscheidung zwischen Sach- und Zeitdimension verweist darauf, dass Schauplätze derselben Sachdimension wie Reparieren oder Re-Use sehr unterschiedliche zeitliche Nutzungsmöglichkeiten offerieren können. Das Bild verzweigt sich nochmals, wenn man die in den einzelnen Schauplätzen primär oder hybrid wirkenden sphärenspezifischen Interaktionslogiken in Betracht zieht. Die sich herausbildenden Infrastrukturen des DIY-Urbanismus sind bereits in der Gegenwart durch einen enormen Reichtum an Ausdrucksformen und Verwurzelungen im städtischen Raum und den städtischen Milieus gekennzeichnet, die überwiegend allerdings nur minimal ausgeprägt sind und nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit der Politik und Verwaltung stehen. Zudem verändern sie sich durch ihre primäre Verankerung in der Sphäre und

den hier notwendigen Inszenierungsleistungen ständig und sind hier bei weitem noch nicht an ihr systemisches Ende gelangt.

Für diesen Nachweis wurden im Fallvergleich zunächst Ähnlichkeiten und Eigenheiten einer großen Zahl unterschiedlicher Praktiken des Reparierens und Selbermachens dargestellt, die sich aber ungeachtet dessen alle unter dem Begriff der *gemeinsamen Erhaltungspraktiken* versammeln lassen. Ob Tauschen und Teilen, Re-Use, Reparieren, Upcycling, kreatives Herstellen oder lernendes Kommunizieren – all diese Praktiken sind auf die Erhaltung nutzbringender Gegenstände gerichtet (5.2). Dass sie in kollektiven Gruppen und nicht im engeren Umfeld der Familie oder des Haushaltes geschehen, kennzeichnet alle genannten Einzelpraktiken im Unterschied zu privaten Aktivitäten als gemeinsame Erhaltungspraktiken. Es ist der empirisch nachweisbare Reichtum an Formen gemeinsamer Erhaltungspraktiken, an dem deren Verbreitung im städtischen Raum direkt ansetzen kann. Niemand muss alle diese Praktiken kennen oder gar praktizieren, damit sich ein lebendiger DIY-Urbanismus entfalten kann. Je nachdem, wie sie jeweils an die Problemlagen, Bedürfnisse und Fähigkeiten der Bewohnerinnen eines Stadtgebietes anzuschließen vermögen, werden sich unterschiedliche *Entfaltungsgeografien* von Schauplätzen des DIY-Urbanismus herausbilden, die ihrerseits zwischen Keimzeiten, Boomzeiten oder Flautezeiten oszillieren können.

Im Fallvergleich wurden auch jene Qualitäten der Interaktionsorte des DIY-Urbanismus herausgearbeitet, die die typenbezogenen Ausführungen im 4. Kapitel mit konkreten Bildern von lebendigen angeeigneten Lokalitäten vertiefend anreichern. Die Interaktionsorte konstituieren hierbei je spezifische *soziomaterielle Interieure*, in denen die Praktiken des gemeinsamen Erhaltens inszeniert werden können und in denen im Zusammenspiel mit den Akteuren *spezifische Atmosphären* entstehen, die potentielle und tatsächliche Besucherinnen auf unterschiedliche Weisen affizieren und damit deren Facettenreichtum deutlich machen. Zum anderen wird ersichtlich, wie neben den unabdingbaren physischen Interieuren auch verschiedene virtuelle Interieure immer größere Bedeutung für die Realisierung und Verbreitung von Schauplätzen des DIY-Urbanismus gewinnen. Dabei wird deutlich, dass die allgemeine Zugänglichkeit und Sichtbarkeit auf beiden Ebenen, sowohl der physischen als auch der virtuellen, für die Realisierung und Verbreitung von gemeinsamen Erhaltungspraktiken von zentraler Bedeutung sind (5.3).

Der Fallvergleich der objektbezogenen Aspekte der unterschiedlichen Schauplatzinszenierungen bringt sodann die im Diskurs oftmals vernachlässigten materiellen Dinge im Prozess des erhaltenden Selbermachens zur Sprache. Er ermöglicht detaillierte Einblicke nicht nur in den Facettenreichtum, sondern auch in die Fähigkeit der materiellen Dingwelten des DIY-Urbanismus, nichtwarenförmige, erhaltende Nutzungen bei den an gemeinsamen Erhaltungspraktiken Beteiligten zu affizieren. Dafür erweisen sich neben den Werkzeugen beziehungsweise Maschinen, die den jeweils präferierten Praktiken angepasst werden müssen, auch die teils arbeitsaufwändige und raumintensive Lagerung und Zugänglichkeit zu vielfältigen, inspirierenden Materialien als unabdingbar für die Schauplätze des Reparierens und Selbermachens. Sind neueste Werkzeuge unerschwinglich oder ist der Lagerraum oder das dafür notwendige Aktivitätsvolumen nicht vorhanden, so können die darauf angewiesenen Praktiken nicht realisiert werden.

Besonders aufschlussreich ist der Befund der Fallvergleiche, dass mannigfaltige Dinge sowohl der Massenproduktion als auch geliebte beziehungsweise tradierte Ein-

zelstücke zum Gegenstand von gemeinsamen Erhaltungspraktiken werden können. Es sind häufig nicht mehr funktionstüchtige, verschönerungswürdige oder umgestaltungsanregende Dinge, die zu Praktiken gemeinsamen Erhaltens affizieren. Sie können dabei ganz unterschiedliche Mensch-Ding-Beziehungen wie die Lust am Tun, die Sorge um Dinge und Umwelt oder die Beseitigung einer sozialen Notlage anregen. In jedem Fall spielen persönlich relevante, materielle Alltagsgegenstände, die in ungewohnte Kontexte gebracht werden, eine wichtige initiiierende Rolle für die Realisierung von Praktiken gemeinsamen Erhaltens. Im Prozess der Beteiligung an diesen Praktiken affizieren die Dinge die Teilnehmenden, indem sie ihnen erhaltende statt vernutzende Gebrauchsweisen nahelegen. Im Prozess des Tuns und des Schauens erinnern sie sie daran und ermuntern sie, die gewohnten Nutzungskorridore der Dinge zu verlassen, die der Massenkonsum ihnen vorgibt und etwas anderes mit ihnen zu tun als sie vernutzend zu konsumieren. Derart erhaltungspraktisch eingebettete Objekte kennzeichnet ungeachtet ihrer Vielfalt eine charakteristische *Sorge der Materialitäten* zugunsten der Erhaltung von Dingwelten (5.4).

Schließlich belegt der Fallvergleich bezüglich der in die Schauplätze des DIY-Urbanismus involvierten Akteure und ihren milieuspezifischen Lebensformen eindrücklich, dass sowohl die *Kernakteure* als auch die *Teilnehmerinnen* solcher Schauplätze keine in sich homogene Gruppe, kein in sich homogenes Milieu und auch keine in sich homogene Lebensform aufweisen. Schon die Analyse von den Kernakteuren des DIY-Urbanismus, die häufig in aufwändiger ehrenamtlicher beziehungsweise unbegoltener Tätigkeit und mit erstaunlichem Erfindungsreichtum neue Schauplätze kreieren, macht deutlich, wie unterschiedlich die Interaktionslogiken in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären (Lebenswelt, Wirtschaft, Öffentlichkeit, Politik) sind. Ein entscheidendes Schlaglicht wird jedoch erzeugt, wenn der Fokus auf die (potentiellen) Teilnehmerinnen in den unterschiedlichen Schauplätzen erweitert wird. Die Analyse belegt damit zwar einerseits, dass Zugang und Beteiligung an einzelnen oder mehreren Schauplätzen prinzipiell oftmals vielen sozialen Milieus möglich sind. Zugleich wird die große Herausforderung deutlich, einen offenen Zugang zum Feld des DIY-Urbanismus für alle sozialen Gruppen so zu gestalten, dass deren unterschiedliche Blickwinkel, Fähigkeiten und Handlungslogiken hinreichend Gelegenheit zur Entfaltung finden. Dies heißt allerdings nicht, jeden einzelnen Schauplatz des DIY-Urbanismus für jedes Milieu gleichermaßen attraktiv zu machen. Das erfordert vielmehr, für alle Altersgruppen, Geschlechter, Ethnien, Interessentinnen und andere Gruppen ausreichend Schauplätze zu eröffnen und zu unterhalten, die deren jeweilige Teilnehmerinnen zu gemeinsamen Erhaltungspraktiken affizieren (5.5).

Die hier dargestellte Komplexität von Schauplätzen des DIY-Urbanismus mit ihren unterschiedlichen Praktiken, Lokalitäten, Objekten und Akteuren ist nicht zuletzt durch ihnen eigene Inszenierungsprozesse in ständiger Bewegung und Veränderung begriffen. Dadurch erscheint sie weitaus vielfältiger, aber auch instabiler als die typischen Interaktionsorte des DIY-Urbanismus. Sie bilden eine Art Seismometer der Entwicklung des DIY-Urbanismus.

Von Inszenierungsprozessen des DIY-Urbanismus kann insofern gesprochen werden, als die meisten in seinem Rahmen untersuchten Schauplätze eben nicht einer klar definierten und abgegrenzten Gemeinschaft an Beteiligten mit gleichen Fähigkeiten, Interaktionslogiken, Ding- und Umwelten dient. Vielmehr dienen die Schauplätze des Reparierens und Selbermachens, wie ihr Name unterstreicht, der öffentlichen Dar-

stellung und Rezeption vielfältiger DIY-Praktiken und den mit ihnen jeweils verwobenen Lokaltäten, Objekten und Akteuren. Damit können sie über den jeweils erlebten Akt einer einzelnen Erhaltungspraxis über diese hinausweisen, was allerdings an weiterreichende Bedingungen gebunden ist. Es geht an diesen Schauplätzen vor allem darum, ganz konkrete Praktiken des Reparierens und Selbermachens sinnlich wahrzunehmen und sie in der einen oder anderen Weise mit den eigenen gewohnten Alltagsroutinen, Fähigkeiten und Wissensbeständen zu konfrontieren. Solche Konfrontationen der Erfahrungen neuer Erhaltungspraktiken mit gewohnten Ansichten und Aktivitäten sind fallweise mehr oder weniger stark ausgeprägt und sie können weitgehend intrinsisch ablaufen oder auch für andere sichtbar expliziert oder gar öffentlich reflektiert werden. Wichtig ist jedoch, dass sie sich nicht in Routinen verbergen, sondern für sich oder andere dargestellt und möglichst über den oder die Durchführenden hinaus sichtbar gemacht und von anderen wahrgenommen werden. Dies erfolgt aus sehr unterschiedlichen Positionen heraus. Die Kernakteure eines Schauplatzes haben andere (wenn auch durchaus nicht identische) Perspektiven auf den ihnen eher vertrauten Schauplatz als die Stammteilnehmerinnen oder als ein beiläufiges Publikum. Die Wahrnehmung des Schauplatzes erfolgt aus der in ihm jeweils eingenommenen Position in den Erhaltungspraktiken, sei es in Form des manuell beteiligten Tuns als Anleitende oder als Mitmachende, sei es in Form des reinen Schauens und Zuhörens. Zu vordefinierten Workshops und vergleichbaren Events bringen die Beteiligten bereits ein bestimmtes Level an Fähigkeiten und Interessen mit und begegnen sich auf deren Basis. Bei DIY-Aktivitäten, die im Straßenraum oder bei Stadtfesten stattfinden, ergeben sich auch völlig spontane Begegnungen sehr entfernter Levels. Beide Arten von Schauplätzen erfordern jeweils unterschiedliche Kommunikationskompetenzen, um Darstellende und Schauende erfolgreich miteinander zu verbinden. In jedem Falle sollen Praktiken des gemeinsamen Erhaltens in diesen Schauplätzen aber im Prozess ihrer gegenständlichen Umsetzung sichtbar gemacht werden. In ihnen werden Phänomene des Reparierens und Selbermachens für ein interessiertes oder sogar ein breites Publikum als gesellschaftlich relevante Praktiken öffentlich dargestellt. Auf diese Weise werden im kollektiven Tun das Reparieren und Selbermachen als ein Feld von Möglichkeiten öffentlich erlebbar.

Dadurch erweisen sich Schauplätze des DIY-Urbanismus in mehrfacher Hinsicht als Begegnungsstätten mit dem Unerwarteten: mit (eher) unerwarteten Praktiken, Dingen, Akteuren und Orten. Sie sind Teil lebendiger urbaner Räume. Menschen treffen aufeinander, deren Fähigkeiten und Wissen sich im gegenseitigen Interesse ergänzen können. Dinge zeigen sich in unverhoffter und neu gewonnener Funktionsfähigkeit. Räume erschließen sich neuen Nutzerinnen und Nutzungen. Sie verbreiten ihren Charme der Nichtwarenförmigkeit. Schauplätze des DIY-Urbanismus erweisen sich so als potentielle Erfahrungsräume für alle Beteiligten. In die Lücken manuell lerner Aktivitäten tropfen Gespräche über mannigfaltige gesellschaftliche Themen. Gemeinsam freuen sich die Involvierten über Geleistetes und Gelerntes. Die Schauplätze mit ihren Atmosphären sind so nicht nur Lern- und Erfahrungsräume, sondern auch potentielle Räume emotionaler Zugehörigkeit.

Auf diese emotionale und geistige Weise gestützt geht das gemeinsame materielle Tun im besten Fall viral. Es kann sich aber auch wieder verlieren. Wie der Fallvergleich zeigt, sind viele einzelne Schauplätze des DIY-Urbanismus zeitlich begrenzt organisiert, schon deshalb ist ihre Gesamtheit immer in Bewegung. Zudem finden einige

Schauplätze nach einem zeitlich begrenzten Aufschwung kein Interesse mehr, neue entstehen und finden unerwartete Verbreitung. Schauplätze verschwinden aber auch, wenn Orte des gemeinsamen Tuns nicht mehr finanzierbar sind, wenn Werkzeuge nicht erhalten, Materialien nicht gelagert oder Interessentinnen nicht mehr erreicht werden können. Daher geht es nicht darum, in jedem Stadtteil die gleichen Schauplätze dauerhaft zu sichern, sondern Initiativen zu fördern, die dort auf Interesse stoßen, selbst wenn dies nur über einen gewissen Zeitraum trägt.

Die hier dargestellte Komplexität und Fluidität von Schauplätzen des Reparierens und Selbermachens bilden in Kombination mit den bezirksspezifischen Besonderheiten der untersuchten Wiener Stadtteile, den unterschiedlichen Typen von Interaktionsorten (Kap. 4) sowie den Schauplatzmontagen (innerhalb der Kap. 3 bis 5) die Ausgangslage, um nun die Ergebnisse zusammenzuführen und darauf aufbauend die unsere praxeologische Ethnografie anleitende Forschungsfrage zu beantworten. Folgt den bisherigen Ausführungen vornehmlich dem Ziel, Einblicke in die Schauplätze des Reparierens und des Selbermachens sowie in die sie präfigurierenden organisations-, stadtteil- und sphärenspezifischen Prozesse und Einflüsse zu geben, so geht es im Kapitel 6 darum, nach ihrem Entfaltungsgrad und damit nach den Beiträgen des DIY-Urbanismus im Zusammenhang der dringlich erforderlichen sozialökologischen Transformation der Stadt(-teile) zu fragen.

